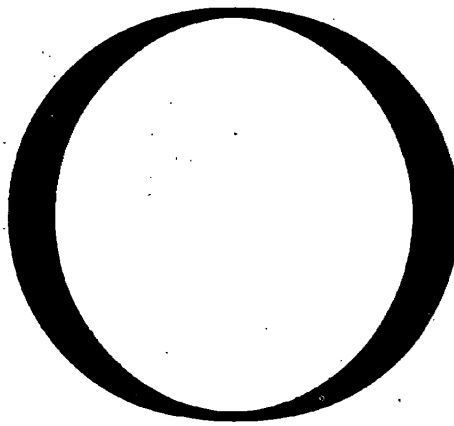




OFT HABE ICH ANDEREN Menschen, vor allem jungen, die von der Versuchung der Resignation bedroht waren, in einem äußerst simplen Vergleich den Unterschied zwischen dem Optimismus (den Schopenhauer als «ruchlos» gekennzeichnet hat) und der Hoffnung klarzumachen versucht. Erklärt der Arzt von Mann zu Mann dem Vater, sein Kind habe, Gott sei es geklagt, nur zehn Prozent Lebenschancen, so interessieren ihn die neunzig Prozent der Todes-Wahrscheinlichkeit nur kritisch, indem er gegen sie anarbeitet, aber positiv werden ihn die geringen Lebenschancen leidenschaftlich interessieren; in dem was er denkt und fühlt, und in dem was er tut, setzt er auf sie, lebt er aus ihnen. Es war Paul Claudel, der den Satz geschrieben hat: «Le pire n'est pas toujours sûr». Man darf es sich sagen: es ist nicht sicher, daß die Geschichte schlimm ausgeht. Das rechtfertigt immer wieder den Versuch, sich wider die Wahrscheinlichkeit für reale Möglichkeiten des guten Endes zu engagieren. «Für uns gilt allein das Versuchen. Der Rest ist nicht unser Geschäft.»¹

Ein Lernprozeß ist fällig

Nicht genügend viele Zeitgenossen nehmen die Größen-Proportion in ihr Bewußtsein und in ihr Lebensgefühl auf, die zwischen den bundesrepublikanischen Sorgen und denen der anderen Nationen und Kontinente, der Weltbevölkerung bestehen. Die meisten registrieren auffallende Ereignisse und Sachverhalte höchstens als isolierte Anstöße, haben etwa Geld für Katastrophenhilfe übrig, haben aber nicht gelernt, die äußerst reale wechselseitige Abhängigkeit zwischen allen und jeden, die unsere Epoche kennzeichnet, schon wirklich zu begreifen. Ein Lernprozeß ist fällig. Ein Lernprozeß ist die Voraussetzung, daß wir gut aus der Geschichte herauskommen. Das Defizit an Kenntnis, Verständnis und Gefühl muß aufgearbeitet werden. Wären wir soweit, so würden wir sowohl unsere eigenen relativ gut überschaubaren Probleme wie die ungeheuren der Kontinente und der Einen Welt richtiger sehen; wir würden sie alle und vor allem ihren Zusammenhang ernstnehmen, bis in unsere Nerven hinein. Daß die basisdemokratische Bewegung mehr werden könnte als die Bewegung einer Minderheit von besonders betroffenen und sensiblen Zeitgenossen, daß sie eine breite und entscheidende Kraft der Gesellschaft werden könnte, hängt vom Reifegrad solchen Selbstbewußtseins ab. Wir möchten unter diesen Umständen in der basisdemokratischen Bewegung eine Kraft sehen, die nicht nur die Friedens- und Umweltpolitik vorantreibt, sondern die dazu da ist, Geschichte zu machen: sie kann eine neue Gestalt von Demokratie überhaupt heraufführen, von demokratischer Freiheit und demokratischem Frieden.

Vorläufig aber spitzt es sich zu. Alles (fast alles) spitzt sich zu. («Wehe den Schwangeren, die in jenen Tagen ...») Dennoch bleibt abermals und mehr als je nichts anderes übrig, als auf die gute Karte zu setzen, oder vielmehr: auf alle guten Karten. Wohl denen, die es im Vertrauen auf einen starken und guten Gott zu tun vermögen. Die anderen könnten vielleicht so handeln, als wenn es eine absolute Instanz gäbe, die gütig ist und mächtig genug, auch uns zur Güte zu verhelfen. Anders gesagt: Sie könnten mit uns zusammen sich zu einer aus Zuwendung genährten Solidarität mit allen Bedürftigen dieser Erde bekennen, – also mit allen, die leben, und mit allem, was lebt. Das wäre nicht die absolute Utopie, nicht das Paradies, aber die geschichtliche Alternative zum Untergang, zum Ende der Geschichte.²

Walter Dirks, Wittnau b/Freiburg

¹ Aus: «Noch eine Bilanz» (Frühherbst 1982). Mit diesem Beitrag schließt die kürzlich unter dem Titel *Der singende Stotterer* erschienene Sammlung autobiographischer Texte von Walter Dirks (Kösel-Verlag, München 1983, 203 S.).

² Schlußabschnitt aus: «Waren wir linke Spinner? Überlegungen zu einer Wende». Nach dem 6. März geschrieben, wird dieser Beitrag im August erscheinen in: Walter Dirks, *War ich ein linker Spinner?* Republikanische Texte – von Weimar bis Bonn (Kösel-Verlag, München 1983, circa 225 S.).

LIBANON

Im Palästinenserlager Raschidieh: Deutsche Betroffenheit über indirekte Mitschuld am Schicksal der Palästinenser – Ahmed Fares erzählt seine Geschichte – Wie es der «Christ» Saad Haddad sieht – Schutz und Bedrohung durch die Israelis – Der «Andere» ist immer da (Sartre: fraternité-terreur) – Auch der Autor mit seinem Notärzter-Team in derselben absurden Situation – Seine Arbeit für die Palästinenser nicht im Gegensatz, sondern in Kontinuität zur grundsätzlich solidarischen Einstellung gegenüber Israel.

Rupert Neudeck, Troisdorf b/Köln

ZEITGESPRÄCH

Phantasie und Widerstand: Zwei Zeitkritiker zur Lage in der Bundesrepublik – Versprochene «Wende» nicht zukunftsorientiert, sondern restaurativ – *Gewerkschaften:* Beharren im Wachstumsdenken, Binnenmentalität und Distanz zur schöpferischen Intelligenz – *Nato-Doppelbeschuß:* Russen auf die Probe stellen durch probeweise Kooperation – *Der Gegner ist der Status quo:* Sukzessives Scheitern einer freiheitlichen sozialistischen Politik – Prinzip der produktiven *Phantasie* – Ethik der Hinwendung und Anstrengung – Grundlegende Herausforderungen zum *Widerstand:* Neue Produktionsweisen, Friedenssicherung und Umwelt.

W. Dirks/E. Kogon (Freiburg/Frankfurt)

Interview über die Frankfurter Hefte: Gegenseitige Ergänzung des «Dioskurenteams WD/EK» – An entscheidenden Wendepunkten mischen sie sich ein – Kommunikation über zwei Generationen hinweg – Kritische Lage der politisch-kulturellen Zeitschrift – Ein neuer Kreis?

Interview: L. Kaufmann und N. Klein

KIRCHENRECHT

Rechtsgestaltung durch Rezeption: *Der neue Kodex* – In der Spannung zwischen Gesetz und Leben – Spiegelung vielfältiger Traditionen – Dialektisches Spiel zwischen Gesetzgeber und den vom Gesetz Betroffenen – Rechtsreform von 1917: Vereinheitlichter Kodex wurde zur weitgehend einzigen Rechtsquelle – Kodex 1983 bleibt im vorgegebenen Rahmen – In Einzelbestimmungen Schwanken zwischen Bewahrung und zögernder Erneuerung – Muß vom Vatikanum II her (nicht umgekehrt!) ausgelegt werden – Rezeption setzt Freiheit und Einsicht der Gemeinden voraus. Ladislav Orsy, Washington/USA

WELTAUFFASSUNG

Atomphysiker Capras Schritt zur Mystik: Eine neue kosmisch-dynamische Einheitslehre? – In seiner Biographie Ganzheitserfahrung als mystisches Urerlebnis – Er bettet sie in ein Theoriesystem – Anders als Teilhard Entwurf einer Kultur- und Gesellschaftskritik – Abschied vom mechanistischen Paradigma – In der Nähe von Hinduisten, Buddhisten und Taoisten – Arbeit dürfte dem meditativen Bewußtsein nicht widersprechen. Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

BÜCHERHINWEIS

Vier Schriften zum Thema Gemeinde.

Raschidieh – Mai/Juni 1983

Die Botschaft Israels meldet sich: «Schalom. Herr Eylon möchte Sie sprechen!» Ich höre die Vermittlung, es knackt, und der Herr Botschaftsrat Eylon beginnt zu sprechen und mich wütend zu beschimpfen. «Sie haben dieses üble Hetzwerk, diesen Film eines gewissen Herrn Mrakitsch, besprochen und gut gefunden. Sie schreiben, daß dieser Film eine Tür zu einer neuen Diskussion öffnet und ein Tabu bricht. Das ist wirklich ein neuer Antisemitismus, dieser Film und das, was Sie als Kommentar dazu schreiben. Wir haben keine gemeinsame Grundlage mehr, wir können nicht mehr zusammenarbeiten. Sie haben sich auf die Seite der Gegner Israels gestellt. Mit keinem Volk der Welt könnte man das machen, mit keinem. Ich wollte Ihnen das nur sagen.» Gegenrede ausgeschlossen. Worum geht es?

Am 26. Juni lief von 22.05 bis 0.15 Uhr im Ersten Fernsehprogramm der Bundesrepublik eine Dokumentation, die ihrem Titel und Genre-Anspruch alle Ehre machte. «Schalom oder: wir haben nichts zu verlieren» hieß der Film des Zürcher Autors *Michael Mrakitsch*. Der Autor war zweimal fünf Wochen zum Drehen (nach langen Recherchen vorher) einmal in dem Palästinenserlager Borj Chemali bei Tyros, das anderemal in der Wehrsiedlung Carmel im Hebrongebirge auf der israelisch besetzten Westbank. Der Film schildert ohne großen Kommentar einen einzigen Unrechtszustand, der allein dadurch zum Ausdruck kommt, daß Palästinenser in dem Lager und jüdische Siedler der radikalen Gusch-Enunim-Bewegung in dem Film sprechen und sich ausdrücken. Das, was sonst im Fernsehen nicht möglich scheint, wird hier wirklich: die Menschen kommen zu Wort, werden nicht sofort in ihren Äußerungen ge- und be-schnitten. Ein Musterbeispiel für die Darstellung politisch komplexer Situationen: mit der dokumentarischen Kamera sich einmal hier, dann wieder dort sehr lange Zeit aufhalten und das Vertrauen der Menschen gewinnen. Die Sympathie des Autors ist auf seiten der unterdrückten Palästinenser, die in ihren bunkerähnlichen Häuschen und Hütten Angst haben. In dem Film sagte eine Frau, die ohne ihren von Bomben zerfetzten Mann neun Kinder versorgen muß: «Ist das keine Sünde? Begin hat uns unsere Heimat weggenommen, er schickt Flugzeuge über unsere Lager, ist das keine Sünde? Da sind Kinder, Frauen, alte Leute, warum hilft ihm Amerika? Amerika tut Unrecht, es gibt ihm Waffen und sagt: «Schlagt auf die Palästinenser ein!» Haben wir keine Menschenrechte? Sind wir kein Volk?»

Die Wirkung dieses Films ist groß, weil hier aus tiefer menschlicher Solidarität und Zuneigung eine Kritik an der oftmals brutalen Vorgehensweise Israels in seinem eigenen Staat und den besetzten Gebieten formuliert wird, die wir Deutschen uns 30 Jahre lang aus Gründen, die wir alle kennen, nicht zu erwähnen getraut hätten. Jetzt aber blitzt die Ahnung auf, daß wir vielleicht genauso wie für die Söhne und Töchter des Staates Israel (und die Holocaust-Entronnenen) auch für die vertriebenen Palästinenser verantwortlich sind. Wurden doch die Palästinenser aus ihrer Heimat um so heftiger vertrieben, je systematischer wir Deutsche die Juden Europas in die Gaskammern getrieben haben ...

«Verschwinden sollen sie ...»

Ahmed Fares hat mir seine eigene Geschichte erzählt an einem langen Abend in dem Lager Raschidieh. Das Lager liegt südlich von Tyros an der Straße von Tyros nach Rosh Hanikra, dem israelischen Grenzort. Über diese Straße läuft der ganze große Nachschub für die israelische Armee in den Südlibanon. Früher lebten über 20000 Menschen in dem Lager, dann wurde es bei der Invasion total zerstört, die Männer wurden fast alle verhaftet, sofern sie bei dem Angriff nicht umkamen. Bis heute sitzen sie in dem Konzentrationslager in Ansar zwischen Tyros und Nabatieh. In Raschidieh, diesem ältesten aller Camps auf

libanesischem Boden, in dem Palästinenser schon seit über 30 Jahren leben, in Raschidieh leben nun wieder 10700 Menschen, und aus dem Norden kommen immer mehr Menschen nachgeströmt: im Süden bietet Israels Armee einen gewissen Schutz gegen die Übergriffe der sogenannten christlichen Milizen, der «christlichen» Phalange-(Katayeb)-Miliz.

Diese Palästinenser wissen eines ganz genau: wenn es nach den Milizen geht, deren Exponenten in Beirut an der Spitze der libanesischen Regierung sitzen, dann werden sie über kurz oder lang mit brutaler Gewalt aus den Lagern herausgeschossen. Sie wissen auch dies: ohne Wimpernzucken und psychologische Bauchschmerzen würden diese Milizen auch ein Sabra und Chatila wiederholen, wenn man sie in ihrem eigenen Land nur gewähren ließe. Wie bekannt, hat es in Beirut nur den verschämten, dann im Sand verlaufenen Versuch einer Untersuchung der Massaker von Sabra und Chatila gegeben: ganz im Gegensatz zu der rigorosen Durchleuchtung der Massaker-Umstände auf israelischer Seite war man in Beirut bemüht, möglichst vieles unter der Bettdecke zu lassen.

Ahmed Fares, Medizin-Pharmazie-Student, mußte sein Studium abbrechen, weil er sich um seine Familie kümmern muß. Fares kam in die Invasion hinein, erlebte den großen Angriff auf Raschidieh mit. Der eigene Vater wurde verhaftet, ein paar Tage später auch er. Ohne Auskunft, ohne Verlesung der Anklage – nur weil sie das sind, was sie sind, Palästinenser – werden sie als Verdächtige mitgenommen. Der palästinensische Mann, nach dieser Devise gehen die Israelis vor, ist im Zweifelsfall ein Terrorist, man muß ihn internieren. Deshalb hat Israel sich so stark ins Unrecht gesetzt: es hat immer wieder ohne gerichtliche Legitimation palästinensische und libanesische Verdächtige aufgegriffen und sie in dieses Konzentrationslager gesteckt. Fares kam eben auch nach Ansar, war dort sieben Monate, ist jetzt wieder zurück. Wir sprechen lange über die Haftzeit, das Verhör an einem Ort in Israel, den niemand kennt, dann die Wartezeit in Ansar, zwischendurch an einem Tag die große Meuterei, als drei von ihnen erschossen wurden. Zum Schluß stellt Fares mir eine direkte Frage: Ob ich meine, daß seine Zeit in Tyros oder die Zeit jetzt in Raschidieh «besser» sei? Zunächst halte ich das für eine rhetorische Frage, aber Fares meint die Frage blutig ernst: «In Ansar ist es besser gewesen, dort habe ich wenigstens in der Nacht nicht Angst gehabt, denn die Mauern des Gefängnisses sind fest und stark genug gewesen, um jede Mordbande abzuwehren. Jetzt aber, im Lager Raschidieh, bin ich unsicher. Jede Nacht können die Leute von der Katayeb-Miliz oder von Haddads Milizen kommen und uns umbringen. Hier fühle ich mich viel unsicherer als im Gefängnis ...»

Christen im Libanon; ein grausames Kapitel. Als die Delegation der Abgeordneten des Deutschen Bundestages in Beirut Gespräche mit Vertretern verschiedener Gruppen führt, kommt sie auch mit den Oberen eines maronitischen Mönchsordens und mit zwei Professoren der Kaslik-Universität zusammen. Père Boulous Naaman skandiert: «Man schätzt die Zahl der Palästinenser z. Zt. auf 500000. Die nach 1948 ins Land gekommenen Palästinenser sind Terroristen. Wir werden sie aus dem Land treiben, wenn sie nicht freiwillig gehen.» Der Pater hebt seine Stimme, sagt eisig-schneidend: «Wir werfen den USA und Westeuropa vor, daß sie mit der internationalen Friedenstruppe zu früh gekommen sind und so eine Vertreibung der Palästinenser aus dem Libanon verhindert haben.» Ein christlich denkender und handelnder Abgeordneter aus dem westfälischen Münsterland, Gottfried Köster, kann dieses schreckliche Gespräch nicht vergessen, er hätte sich danach am liebsten übergeben.

Ein weiterer «Christ», Major Saad Haddad, abtrünnig, Deserteur (was offenbar Kavaliersdelikte sind, solange man in die richtige Richtung desertiert), Verbündeter Israels im Süden, Quisling auf seine Art, umgeben von einigen christlichen Schwestern, die auf ihn schwören, sagt es Peter Scholl-Latour

ungeschminkt in die Kamera (ZDF 5.6.83): «Die Palästinenser sollen aus dem Land verschwinden; wohin sie gehen, ist uns gleichgültig. Es ist nicht unsere Aufgabe, für einen Platz zu sorgen.» Da es keinen Platz für sie gibt, die Araber-Staaten Kuwait und Saudi-Arabien sie auch nicht aufnehmen wollen, kann man sie nur in die Luft jagen per Explosion oder sie auf einem Schiff als «boat-people» «irgendwohin» fahren lassen.

Aber «der Andere» ist immer schon da

Das Komitee «Cap Anamur/Deutsche Not-Ärzte e. V.» wollte helfen in dieser Situation. Kurz nach der Invasion, schon im Juli 1982, gelang es, von Israel eine Arbeitsgenehmigung zu ergattern. In dieser von Haß, Feindschaft, dem Krieg aller gegen alle zerklüfteten Landschaft wollten wir durch die fast demonstrative Hilfe für alle bedürftigen Menschen und Gruppen im Südlibanon eine Friedensmission ausführen. Wir wollten die Flaggen der Hilfe auch dann hochhalten, wenn es um Menschen gehen würde, denen «man» nicht mehr hilft. Es wurde eine Ambulanz in Tyros für Libanesen, eine Werkstätte samt Techniker für alle eingerichtet, die Anleitung und Hilfe beim Reparieren der Installationen und Geräte brauchen, ein Laboratorium zur Blutuntersuchung für alle, die kein Geld für eine teure Behandlung haben. Dann konnten wir – vorsichtig, weil es immer noch sehr inopportun war, etwas für diese Gruppe zu tun – in die fünf Lager um Tyros herum gehen, ohne Permit und Clearance, ohne irgendein offizielles Papier. Der Bischof von Tyros, Msgr. *Georges Haddad*, trug es uns einfach auf: Wir sollten einfach dorthin gehen, ohne Papier. Es ging. Es wurde in jedem der Lager eine Ambulanz eröffnet, drei Ärzte des Komitees fuhrten reihum, machten Versorgung, kleine Chirurgie, kleine Eingriffe, sie berichteten von den vielen psychosomatischen Krankheiten, typisch für die Situation, in der die Menschen in Angst, Furcht und ohne Zukunft leben.

Der Bischof stellte uns sogar ein Grundstück zur Verfügung, auf dem wir eine eigene Ambulanz für die Palästinenser aufbauen konnten, so daß wir wieder ein wenig reguläre Betreuung für diese verachtete Menschengruppe organisieren konnten. Die Palästinenser dankten uns dieses Verhalten mit großer Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Daß das Komitee gegen die Anweisungen und die offiziellen Erwartungen, wie sie von libanesischer und israelischer Seite ausgedrückt werden, einfach zu helfen beginnt – das vergessen uns diese Menschen nicht. Wir gewinnen Freunde unter den Menschen, keinen Weg mehr können wir uns mit unserem VW-Bus durch die dreckigen Strassen von Raschidieh und Borj Chemali bahnen, ohne daß wir nicht in eine der Hütten einkehren und einen kleinen arabischen Café (in winzigen Tassen) und eines der Fladenbrote essen müssen, die in selbstgefertigten Öfen gebacken werden.

Der «Andere» ist immer da – eine Situation, wie von *Jean-Paul Sartre* («Das Sein und das Nichts») entworfen: der «Andere» ist der israelische Soldat, der mich wie den Palästinenser durch seinen «Blick» versteinert. Der Blick durch die Glasscheiben des Beobachtungsturms, der Blick durch den Feldstecher, der stahlharte Blick, begleitet von der Uzi-Maschinenpistole und schwerem Panzergeschütz. Der «Andere» ist um so fremder und näher, als er zwar den Schutz der Lagerinsassen garantiert, zugleich aber keinen, nicht den geringsten Kontakt zu ihnen haben darf. Wie nennt das Sartre: «fraternité-terreur» – die Palästinenser sind in ihren Emotionen (dem letzten, was ihnen geblieben ist) noch gespalten worden, ein Teil bittet die Israelis, sie weiter mit ihren Waffen gegen die Katayeb-Milizen zu schützen, denen ein neues Blutbad nicht ungelegen käme, der andere Teil, der historische Teil ihrer Gefühle, kann nicht vergessen, daß sie von den gleichen MP's aus ihrer Heimat vertrieben und drei Jahrzehnte weiter gedemütigt, zuletzt in ihren Lagern zusammengeschossen wurden. Die Israelis sorgen in den Lagern für den einzigen wirklichen Schutz der Palästinenser, aber sie haben keinerlei Beziehung zu den Menschen – eine absurde Situation.

Man kann die Absurdität beschreiben – von der Arbeit dieses Ärzteteams her: Wir «hoffen» immer noch (einerseits), daß Israel nicht so schnell aus dem Südlibanon abzieht, weil seine Soldaten, nach den Massakern von Sabra und Chatila zumindest, einen wirklich wirksamen Schutz der Lagerbevölkerung garantiert haben. Was würde nach dem Abzug von Israels Armee geschehen? Eine statistische Mehrheit im Libanon stimmt mit der Regierung darin überein, daß die Mehrheit der Palästinenser das Land zu verlassen habe. Wir «hoffen» zugleich (andererseits), daß Israel von seiner interventionistischen Politik abkommt, bei der es einäugig und blind sein eigenes Sicherheitsinteresse absolut setzt und kompromißlos ganze Teile der Welt in Brand zu stecken bereit ist. Vor dieser Militärmaschine, wenn sie nicht mehr von ziviler Vernunft geleitet wird, sondern von einem Generalissimus Ariel Scharon, kann man Angst kriegen. Deshalb ist in diesen Tagen der nächste Krieg Syrien – Israel in drohender Nähe, jeder rechnet damit. Als ich zu Pfingsten über den Grenzort an der Küste Rosh Hanikra in den Libanon ziehe – an einer der irrwitzigsten Grenzen der Erde: auf der israelischen Seite sitzen die gleichen israelischen Beamten wie auf der libanesischen Seite –, konnte ich hautnah spüren, wie schlecht wir informiert sind. Der soeben zwischen Israel und dem Libanon geschlossene «Friedens»-Vertrag hatte in der europäischen öffentlichen Meinung den Eindruck hinterlassen, Israel würde sich nun langsam aus dem Land ausklinken. Das brutale Gegenteil war der Fall. Es wurden in diesen Tagen noch einmal 6000 Reservisten zusätzlich an die Front geworfen, hauptsächlich in die Gegend nördlich von Jezzine, um den Syrern Paroli zu bieten – aber auch, um mit den immer stärker werdenden Terror-Attentaten fertig zu werden. Es wurden in den Wochen seit dem März 1983 wieder mehr Anschläge verübt, und zwar – wie die UN-Soldaten mir zynisch-lächelnd berichten – *gezielt* auf die israelischen Militärfahrzeuge. Es sind ferngelenkte Bomben und Minen, die nur gezündet werden, wenn ein *israelischer* Bus mit Zahal-Soldaten oder ein LKW mit dem Davidstern über den verminten Ort fährt. Deshalb auch können sich alle anderen Hilfsgruppen sowie die UNIFIL-Soldaten *relativ* sicher fühlen.

Dieser Zwiespalt ist für uns die Realität: wir hoffen (kurzfristig), daß die Israelis die uns anbefohlenen Palästinenser (in den Lagern um Tyros, in denen wir tätig sind, sind es jetzt über 40000 Menschen) weiter schützen. Wir sehnen uns (langfristig) danach, daß Israel sein wahres Interesse erkennt, zum Friedensstifter wird, die Araber in seinem eigenen Land nicht mehr so verachtet, wie es in Israel (im Wortsinne) «an der Tagesordnung» ist. Es ist die von Sartre in «Das Sein und das Nichts» beschriebene Situation. Den Blick des «Anderen» werde ich nicht mehr los. Der «Andere» ist die Chiffre, unter der man die Situation im Libanon und in Nahost vielleicht verstehen kann. Der Blick des «Anderen» ist für uns Deutsche der Blick des Juden, der für uns nur gerade dem Holocaust entgangen ist. Für die Israelis, die Juden in Israel und vielleicht auch außerhalb Israels sind es die Blicke der Palästinenser, die sie nie mehr los werden, bis es schließlich zu einer Umwandlung dieses feindlichen Blicks – und damit lassen wir Sartres Phänomenologie hinter uns – in ein gegenseitiges Anschauen, in ein Kennenlernen, ja sogar in ein solidarisches Miteinander-Blicken in die gleiche Richtung übergeht.

Jacobo Timerman, der mutige israelische Journalist, hat es in seinem Libanon-Tagebuch¹ registriert: Der «Andere» ist immer schon da, die Israelis können ihn nicht mehr wegreden oder wegreuschieren. «Was bleibt? Wie es aussieht, bleibt die ewige und unverrückbare Gegenwart des anderen, des nicht aus der Welt zu schaffenden Palästinensers.» Und einige Zeilen weiter, so selbstquälerisch wie befreiend: «Wenn ich mir einen Reim auf die Geschehnisse der letzten Zeit zu machen versuche, und sei es nur auf die einfachste Art, so komme ich immer an dem-

¹ Israels längster Krieg. Tagebuch eines verlorenen Sieges. Hanser, München 1983, SFr. 19.50.

selben Punkt an: dem klaren unausweichlichen Bild des anderen, des Palästinensers.» Timerman sagt etwas, was mich als Deutschen nachdenklich macht: «Ich habe es oft erlebt, daß der Peiniger sich schließlich vor seinem Opfer ekelte, weil es ihn so große Opfer kostete, es weiter zu hassen. Die Beseitigung des Opfers wird befriedigender und wichtiger als die Freude, es zu strafen. Ein merkwürdiges Phänomen.» Viele Israelis würden wünschen, daß die Palästinenser physisch aus dieser Gegend verschwinden, daß «sie aus unserer Gegenwart verbannt werden».

Für uns jüngere Deutsche, die Zwischengeneration, ist eine neue Situation entstanden. Mein Jahrgang ist 1939; ich war sechs Jahre alt, als der Krieg zu Ende war. Die Schlußbilder des Krieges – Luftangriff, Flucht, Gewalt, Vergewaltigung – sind in meinem kindlichen Gedächtnis für immer gespeichert: eine Anlage (im Sinne einer Bank), die ich nie mehr verkaufen kann. Das nenne ich die Zwischengeneration: Wir gehören nicht ganz zu der Generation unserer Eltern, die das Nazireich noch zu verantworten haben, wir können aber auch nicht so befreit sagen wie unsere Nachkommen, daß wir mit dem von 1933 bis 1945 Geschehenen nichts mehr am Hut hätten, sondern daß uns der Frieden überall interessiert oder der Disco-Schuppen. Die Zwischengeneration erkennt nach dem Libanon-Krieg, daß wir die Folgen der deutschen Schuld auch an den Palästinensern zu tragen und mitzuverantworten haben. Deshalb ist das Engagement für Palästinenser *nicht nur nicht im Gegensatz* zu einem Einsatz für Israel zu sehen, sondern als klare, moralische *Fortsetzung ein und derselben Haltung*.

Krankheit – Fakten und Symptome

Am Anfang (Juli 1982) hatten die deutschen «Not-Ärzte» mit den unmittelbaren Kriegsfolgen zu tun. Schließlich hatte die israelische Armee tabula rasa in den Lagern gemacht – auch das ist in Israel nur unzureichend aufgearbeitet, kommt noch nicht zur Geltung in der Diskussion. Es gab großflächige Verbrennungen, Schuß- und Granatenverletzungen, Verlust der Extremitäten. Später, vom Herbst 1982 an, standen Probleme der Nachsorge und Rehabilitation sowie der allgemeinmedizinischen Versorgung der Bevölkerung im Vordergrund. Aus dem Bericht der Komiteeärztin Dr. Edith Badura-McLean:

«In den Wintermonaten Januar/Februar 1983 waren es aufgrund der schlechten Wohnverhältnisse – fast alle Häuser der Palästinenser waren zusammengeschossen – vor allem Erfrierungen und Kälteallergien an Händen und Füßen, rheumatische Beschwerden, Erkältungskrankheiten mit pulmonalen Komplikationen und Niereninfektionen, Verbrennungen vor allem bei Kindern (offenes Holzkohlenfeuer), Wurmerkrankungen, Skabies, Fungus pedis, häufig superinfizierte Ekzeme, Läuse, zunehmend auch Hypertonus, Diabetes mellitus, unspezifische Magen-Darmbeschwerden, gynäkologische Beschwerden. Unübersehbar war auch die beträchtliche Zahl von depressiv überlagerten Erkrankungen, was bei der Hoffnungslosigkeit der gegenwärtigen Situation der Palästinenser nicht verwundert.»

Letzterer Aspekt scheint uns für Gegenwart und Zukunft dieser verlorenen Nation wichtig. Die Unfähigkeit der Israelis, aber auch der Weltöffentlichkeit, das aktuelle Phänomen einer Massenhysterie (in Nablus und Hebron) überhaupt zureichend zu benennen, hat diesen Aspekt, diesen medizinisch relevanten Aspekt, dringlich gemacht. Wir stoßen damit in eine Tiefenschicht des Problems vor, wie er sich in den psychischen Belastungen einzelner Familien äußert, zumal in den Familien, denen der Vater/Mann durch Verhaftung und Vertreibung geraubt worden ist. In dem Lager Raschidieh (4 km südlich von Tyros) leben von 100 Familien 27 ohne Väter, die entweder weiter in dem israelischen Konzentrationslager Ansar oder nach der Flucht in Syrien, in Tunesien, im Sudan oder im Jemen leben. In solchen Familien haben Mütter mit 5 bis 14 Kindern ihr Überleben ökonomisch zu arrangieren. Die psychischen Probleme, die in solchen Familien durch den Zustand der Bedrohung und die Ghetto-Situation bestehen, kann man kaum an-

nähernd bezeichnen. Es sei nicht verschwiegen, daß uns viele der Jugendlichen vorwurfsvoll und selbstbewußt fragten, ob wir selbst in einer ähnlich ausweglosen Situation nicht ebenfalls zur Waffe greifen würden. Zu sagen – wie es die israelischen Gesundheitsbehörden bei dem Vorfall von Massenhysterie in der Westbank taten –, daß es sich bei den Hunderten von Palästinenser-Studentinnen um «reine» Simulation gehandelt habe und nicht um Krankheit, zeugt von der Blindheit und Taubheit, die man leider in Israel weiterhin sehr massiv antrifft. So ist auch die an mich gestellte Frage Ausdruck der Gewaltkrankheit, dessen Virus die Palästinenser weiter verstärken, statt daß sie ihn bekämpfen.

«Sind wir kein Volk?»

Die «große» Politik kümmert sich nicht um diese Menschen, weder um die Menschen in den Lagern noch um die Menschen auf der Westbank. Hier im Nahostraum macht man aus der «diplomatischen Not eine militärische Tugend», Kissinger ist der Prototyp dieser Krisendiplomatie, die ihre eigene Arbeitsweise, die diplomatische, verleugnet: «I never treat crises when they are cold, only when they are hot». Es war für mich immer wie ein Traumerlebnis, wenn ich nach so viel Waffen und Panzern, so viel haß- und gewaltträchtigen Szenen im Libanon, so viel unsichtbarem und sichtbarem Mord, so viel Gewalttätigkeit und Rücksichtslosigkeit, in die «Dormition Abbey» der Benediktiner auf dem Mount Zion in Jerusalem kam – jene Abtei, die aller Welt und besonders den Politikern zeigen könnte (und manchmal sogar zeigt), was das ist: Frieden und Versöhnung. Dieser Zustand ist konkret und handfest, oder er ist gar nicht. Das bedeutet: Wenn man von Versöhnung und Frieden in Israel spricht, muß man mit Arabern und Palästinensern wirklich und täglich zu tun haben. Und so leben sie denn in diesem Kloster und dem St. Joseph's-Haus, das dem Kloster angeschlossen ist, alle zusammen: die deutschen und österreichischen und belgischen Mönche, der arabisch-jordanische Koch, der palästinensische Fahrer Hadj, gebürtig aus der Altstadt und stolz auf seine ureigene Heimat, der Armenier, ebenfalls einem Volk ohne eigene Staatsheimat zugehörig, die Juden Israels als ständige, willkommene Gäste – wie jener Politiker und Bürgermeister von Jerusalem, Teddy Kollek, der hier wegen der Bekanntschaft, ja Freundschaft mit dem Prior des Klosters, Pater Immanuel Jacobs, oft beliebter Gast ist. Statt eines «Kriegsschauplatzes ist der Zionsberg im Rahmen des wiedervereinigten Jerusalem ein Vorposten der Verständigung und des Zusammenlebens unter Menschen geworden», schrieb Teddy Kollek jüngst bei der Einweihung der Oberlinger Orgel in der Basilika auf dem Berge Zion.

Mit Hadj fahre ich das letzte Mal, da ich nach dem Libanon in Israel bin, wieder zum Flughafen Ben Gurion (Tel Aviv). Als wir in die Nähe des Flughafens, zur ersten Kontrolle kommen, spüre ich wieder diese Ungerechtigkeit. Während alle israelischen Fahrer einfach links an dieser Kontrolle vorbeifahren, muß Hadj nach rechts fahren und sich ausweisen und registrieren lassen. Warum? Weil er ein Araber, ein a priori verdächtiger Mensch ist. Wir verabschieden uns herzlich, umarmen uns. Er, Hadj, muß sich aus dem Flughafengelände wieder abmelden. Nie wird es bei solcher Ungleichbehandlung Versöhnung und Frieden geben. Im Gegenteil: die Gefahr einer Explosion überspielen die Politiker gern, weil sie mit ihrem Latein am Ende sind. «Die nächste Explosion im Nahen Osten könnte sehr wohl eine Konfrontation zwischen den Nuklearmächten nach sich ziehen, die wir vermeiden wollen», hat der US-Außenminister jetzt gesagt. Aber zugleich pumpen die Großmächte weiter Waffen in dieses Gebiet. Muß man die Palästinenserfrau aus Borj Chemali nicht verstehen, wenn sie schreit: «Ist das keine Sünde? Warum hilft Amerika Begin? Amerika tut Unrecht, es gibt ihm Waffen und sagt: «Schlagt auf die Palästinenser ein!» Haben wir keine Menschenrechte? Sind wir kein Volk?»

Rupert Neudeck, Troisdorf bei Köln

PHANTASIE UND WIDERSTAND

Eine Zeitschrift befragt eine Zeitschrift

Walter Dirks und Eugen Kogon, die beiden Herausgeber der *Frankfurter Hefte (FH)*, hat man schon das «Dioskuren-Team» genannt. Beide seien sie, so schrieb der erste einmal, «Katholiken, soweit man das heute sein kann, und Sozialisten, soweit man das heute sein kann». Wir von der ORIENTIERUNG haben sie um ein gemeinsames Gespräch gebeten. Aus doppeltem Anlaß. Der eine ist die allgemein immer bedrohlichere finanzielle Lage kultureller Zeitschriften, wie sie jüngst in der Reduzierung der Erscheinungsweise des «Merkur» (trotz Zuschuß von 200 000 DM!) eklatant wurde. Für die FH kommt noch die besondere Frage hinzu, wie die von ihren beiden Herausgebern für 1984 in Aussicht genommene Ablösung – beide sind schon über 80 – aussehen soll. Der andere Anlaß ist die politische «Wende» in der Bundesrepublik Deutschland. Die beiden, WD und EK, sehen sie in der Linie früherer Niederlagen: das Ende der Weimarer Republik (Machtergreifung Hitlers), der Beginn der Restauration (Adenauer) und das Scheitern der Reformpolitik Willy Brandts. Der Deutung dieses Scheiterns – was daraus vor allem für die Linke zu lernen wäre –, sodann dem Grundkonzept eines möglichen politischen Widerstands ist das folgende Gespräch gewidmet. Die Äußerungen von Walter Dirks und Eugen Kogon, die hier sozusagen von einem improvisierten Podium aus zu uns sprechen, haben wir statt mit unseren Fragen lediglich mit einigen Untertiteln aufgegliedert. Die direkter auf die Zeitschrift bezogenen Ausführungen, denen wir den Interviewcharakter belassen haben, siehe im Kasten.

Ludwig Kaufmann und Nikolaus Klein

Die «Wende»

Walter Dirks (WD): Zur Deutung der Wahlergebnisse vom vergangenen 6. März kann man u. a. hören, daß Werte, wie sie die SPD an sich vertritt – Chancengleichheit, Integration der Frauen sowie die ganze Friedensfrage –, nur bei Vollbeschäftigung und Prosperität aktuell seien: SPD und Basisdemokratie nur bei schönem Wetter! Damit will man den Übergang von zwei Millionen Wählerstimmen aus der SPD, angeblich vorab Arbeiter, zur CDU erklären. Meines Erachtens müßten wir aber zuerst auf den Kern der CDU sehen: Sie ist eine «christlich»-bürgerlich-konservative Partei, und offenbar ist die gegenwärtige Lage so, daß die Ängste dieser mittelständischen Schichten derzeit noch größer sind als sonst: Angesichts der drohenden Katastrophe wählt man Sicherheit und Ordnung und den Mann, der große Dinge und den «Umschwung» verspricht – obwohl doch keiner dieser Herren ein Rezept für die Überwindung der Wirtschaftskrise hat. Der Prozeß der Aufklärung und Emanzipation, wie er von der Linken versucht wurde, hat einen schweren Rückschlag erlitten. Die Leute haben sich nicht für einen Weg nach vorn, sondern für «sichere Dinge» entschieden.

Eugen Kogon (EK): Die große «Wende», wie sie von Helmut Kohl versprochen wurde, ist u. E. nicht zukunftsorientiert gemeint gewesen oder heute gemeint, sondern vergangenheitsbezogen, nämlich auf das, was in der Bundesrepublik in der Restauration von 1950 an zustandegebracht worden ist, bevor jetzt die neue Krise eingesetzt hat. Die Leute wollen den Zustand, den sie in den fünfziger und sechziger Jahren erreicht hatten, wieder haben, und sie wollen ihn gesichert haben. Darin, so wurde ihnen versprochen, liege die Wende. Aber was sind das für Werte, die da vertreten werden? Um bei der Wirtschaft zu bleiben – das ist doch die alte Vorstellung vom Wachstum: alles muß ununterbrochen wachsen. Für mich ist das ein Unsinn. Im menschlichen Körper – wenn der Vergleich erlaubt ist – wachsen doch die verschiedenen Organe auch nicht quantitativ gleich in Prozentzahlen: das Herz wie die Füße usw. Wieso ist es «Stagnation», wenn ein Läufer am Morgen fünf Kilometer in einer hohen Geschwindigkeit zurücklegt und dann nicht noch drei Sekunden steigert? Stagniert er wirklich? Er bleibt doch auf einem enorm hohen Niveau. Und so ist es mit der Wirtschaft. Aber dieser Wachstumswahn wird hier voraus-

gesetzt. M. E. sind es zwei wesentliche konkrete Argumente, die bei vielen Wählern zusätzlich den Ausschlag für den Sieg der CDU gegeben haben: das eine ist, wie schon gesagt, die Wohlstandsvorsorge oder Sicherheit, also die Wirtschaft, wie sie die «Erfolgsdeutschen» zwischen 1950 und 1970 hervorgebracht haben. Sie zu erhalten oder, wenn man sie nicht mehr hat, wieder zu erringen: das setzt die alte Wachstumsideologie voraus. Das andere ist die Meinung, der Friede müsse primär durch Militär gesichert werden und nicht in erster Linie durch Politik. So wie wir meinen, ist eine Mehrheit der bundesrepublikanischen Wählerschaft auch gegen die Neuaufstellung von amerikanischen Raketen, aber sie haben das zurückgestellt gegenüber dem ersten Argument. Denn der Erfolgsdeutsche will seine Stabilität und seinen alten Ertrag haben. Dabei ändert sich die Zivilisation dauernd, und es müßte alles zukunftsbezogen neu durchdacht werden. Das aber ist nicht der Fall.

Was den Gewerkschaften abgeht

EK: Meiner Meinung nach haben die Gewerkschaften selber kein Konzept. Sie haben keine Verbindung mehr mit der großen Arbeiterbewegung des vorigen Jahrhunderts. Sie ersticken in den unmittelbaren Tarifverhandlungen. Drei Viertel ihrer Tätigkeit besteht in der Vorbereitung und ein Viertel in der Auswertung dieser Verhandlungen. Da haben sie keine Zeit mehr, die großen Perspektiven zu entwickeln, die die Arbeiterbewegung einmal gehabt hat, als sie versuchte, das, was das Bürgertum gegen den Feudalismus geschichtlich errungen hat, nun auch auf die Gesamtarbeiterschaft auszudehnen. Das war eine historische Leistung: jetzt müßte es auf die ganze Welt ausgedehnt werden. Unsere Krise ist eine globale Krise, aber dieses Bewußtsein ist in den Gewerkschaften nicht deutlich genug verbreitet.

WD: Den Typus des Erfolgsdeutschen hat damals, als er triumphierte, Erich Kuby, ein Autor der «Frankfurter Hefte», mit dem Namen des «Hindenburg-Deutschen» belegt, was natürlich die alte Generation betrifft – wer weiß denn noch von den Jüngeren, welche Rolle Hindenburg gespielt hat, daß der Faschismus über uns kam!

EK: Aber der Erfolgsdeutsche hat einen einzigen Maßstab: das Geld. Die Leistung besteht darin, nicht nur sich selbst zu erhalten, sondern reich zu werden, zum großen materiellen Erfolg zu gelangen. Das wird durch Steigerung der Produktion und Steigerung der Rendite erreicht. Das ist der «Inhalt», daran wird im Grund alles gemessen. Ich bin sehr gespannt, wie die neue Richtung unter Herrn Kohl «andere Werte» wieder einführen will; so soll ja der Gehorsam z. B. in den Schulen wieder eine größere Bedeutung bekommen.

WD: Pünktlichkeit, Gehorsam, Disziplin: die sekundären Tugenden.

EK: Die restaurativen Tugenden! Sie sollen Geltung erhalten auf einem hohen wirtschaftlichen Leistungsstand; wichtiger wäre die Bewältigung der zivilisatorischen Probleme, die heute die Welt bewegen und die wir zu tragen haben. Es gibt doch keine Rezepte gegen die Krise der industriewirtschaftlichen Zivilisation; es müssen neue Wege der Produktion gefunden werden, nicht nur hinsichtlich dessen, was man produziert, sondern auch wie. Man muß die technologische Intelligenz für diese Aufgabe gewinnen. Das sind Prozesse über Generationen hin. Sie erfordern einen dauernden Dialog mit den Nachwachsenden. Da ist es nicht mehr mit Predigten im alten Stil getan.

WD: Diese Frage der technischen Intelligenz sehen die Gewerkschaften einfach folgendermaßen: die Ingenieure, die kaufmännischen und vor allem die technischen Manager stehen auf

der Seite der Arbeitgeber und gehören somit zur anderen Klasse. Die Gewerkschaften machen sich nicht klar, daß, selbst wenn sie einen kräftigen Sozialismus entwickelt haben sollten, sie dann doch auch die technische Intelligenz, nämlich Menschen mit technischer Phantasie und Erfahrung, brauchen. Sie müßten also um die Ingenieure ebenso wie um die kaufmännischen Unternehmer, d. h. um alle Leute mit unternehmerischer Phantasie (die man in jedem System braucht!) *werben*. Statt dessen stoßen sie sie dauernd vor den Kopf. Die sogenannten leitenden Angestellten sind für sie ein rotes Tuch. Das ist falscher Proletarismus, der nicht kapiert, daß zur Arbeit auch die technische Intelligenz und die kaufmännische Unternehmungskraft gehört. Ein anderer Punkt: das Arbeitslosenproblem. In den Gewerkschaften wollen es alle durch die Verkürzung der Arbeitszeit lösen. Aber sie formulieren dieses Postulat global und nicht differenzierend, wie Eugen Kogon sehr früh diagnostiziert hat. In Wirklichkeit müßte man durch alle Branchen hindurch differenzieren, weil die Verhältnisse überall anders sind: Der Engel, nicht nur der Teufel, steckt im Detail, damit eben differenzierte Lösungen gefunden werden und man nicht sagt: wir schneiden jetzt generell ein Stück Arbeitszeit ab.

EK: Es gibt ja Arbeitszweige, die man nicht aufrechterhalten darf, die schädlich und falsch sind; die muß man ausfindig machen. Und andere, die eine neue Produktivität versprechen, müssen gefunden werden, in den Gemeinden zum Beispiel, in den Dienstleistungsbereichen: Das erfordert einen ununterbrochenen Kontakt mit all denen, die dafür in Frage kommen, vor allem, wie schon gesagt, den Ingenieuren. Die müssen mit hineingezogen werden. Die Gewerkschafter müssen überhaupt ein anderes Verhältnis zu den neuen Kräften in der Gesellschaft bekommen, auch zu den Grünen.

Die Grünen haben historisch recht. Das weiß heute im Grunde jedes Kind, daß die Industriewirtschaft so nicht aufrechterhalten werden kann, wo sie doch die Voraussetzungen unseres Lebens praktisch zerstört oder jedenfalls schwer beeinträchtigt, so daß wir immer neue Krisen bekommen. *Dagegen* müssen doch neue Möglichkeiten gefunden werden. Das ist, wie ich schon sagte, ein langwieriger Prozeß von mehreren Generationen. Aber je länger er dauert, desto früher muß man mit den Heilmitteln beginnen. Man darf doch das Unheil nicht einfach wachsen lassen.

WD: Aus all dem ergibt sich, daß wir fast mehr betrübt sind über die Schwäche der Linken als über den Sieg der Rechten. Denn das sind ja lauter Gedanken, die die Linke längst hätte entwickeln und durchsetzen müssen. Die Linke hat auf ziemlich bequeme Weise geherrscht.

EK: Mit dem bloßen Machen ist es eben nicht getan. Auch ich finde, daß eine wesentliche Ursache des jetzigen Malheurs der SPD darin liegt, daß unter *Helmut Schmidt* die produktiven, nach vorne denkenden Intellektuellen nicht sehr geschätzt worden sind – und damit drücke ich mich sehr bescheiden aus. Ich habe einmal gesagt: dieser Mann beherrscht die Navigationskunst an allen Ecken und Enden, und die Schiffe fahren – man weiß nur nicht wohin. Es fehlt die «Santa Maria», die vorausfährt. Helmut Schmidt wäre eine große historische Figur geworden, wenn er zu seiner Kunst des Machens hinzu die Kunst der Perspektiven mitentwickelt hätte. Dafür eben hätte er mit den Intellektuellen zusammenarbeiten müssen, doch das hat er praktisch abgelehnt.

Der Nato-Doppelbeschluß

EK: Neben dem ersten Malheur, das man als Unterlassung aus Arroganz einstufen muß, war das zweite der sogenannte Doppelbeschluß der Nato: Helmut Schmidt war dessen Erfinder. Er hat doch die angebliche Lücke in Mitteleuropa entdeckt, und das hat die Nato übernommen. Er ist heute zwar nicht mehr der Auffassung, daß dies richtig gewesen sei; aber sehr deutlich kann er sich nicht selbst desavouieren. Jetzt müßte aber die

SPD ganz eindeutig gegen diesen Vorrang der militärischen Mittel für die Friedenssicherung eintreten. Dann würde sie die ganzen Massen der Jungen in der heutigen Friedensbewegung gewinnen können. Die Jungen sehen doch gar keinen Sinn in dieser Verstärkung der Raketenposition und damit in der Sicherung des Friedens rein durch militärische Mittel und dazu noch durch Atomwaffen ... Wo wir doch in der Bundesrepublik auf jeden Fall verloren sind, ganz gleich, ob bei Angriff oder bei Verteidigung.

WD: Aber aus der Schweiz hört man, dort fänden es viele ganz in Ordnung, wenn die Deutschen so etwas wie einen Schutzschild bilden und damit den Druck vom Osten aushalten müssen. Sie sehen die Bundesrepublik als ein *Vorfeld* an, das sie schützen könnte. Wenn wir hier entsprechend ausgerüstet seien, passiere ihnen nichts.

EK: Genau so wie es Mitterrand für Frankreich sieht. Diese beiderseitige Haltung Frankreichs und der Schweiz ist für uns eine Katastrophe. Wie haben überhaupt kein Interesse, für irgend jemanden Vorfeld zu sein. Wir müssen doch unsere eigenen Interessen *und* die der Gesamtheit in Einklang sehen. Das aber heißt: Man muß *auf jeden Fall* diese Superrüstung zum Stehen bringen. Der erste Schritt ist doch gewiß, sie einfrieren zu lassen, wie es Gott sei Dank in den USA jetzt immer eindringlicher gefordert wird. Das zweite ist dann, sie wirklich nach allen Seiten abzubauen. Ich kann es nicht verstehen: Man sagt immer, den Russen könne man nicht trauen – aber warum stellt man sie dann nicht auf die Probe? Zum Beispiel so: Wir einigen uns jetzt probeweise in folgender, dieser oder jener Angelegenheit auf Kooperation. Dann werden wir ja sehen, ob die Sowjets darauf eingehen oder nicht darauf eingehen.

WD: Wir haben es hier mit einer alten Einstellung des Westens zu tun. Alle konstruktiven Vorschläge, die aus jener Ecke kamen, zum Beispiel der Rapacki-Plan, wurden einfach vom Tisch gewischt. Man hat niemals die Probe gemacht, niemals den Osten beim Wort genommen, um in Berührung mit ihm herauszubringen, was er wirklich will.

EK: So wie die Ideologie des Wachstums ein Wahn ist, ist auch die Meinung, daß die Russen auf jeden Fall angreifen, ein Wahn. Er vernebelt offensichtlich ganze Gehirne: als ob hinter jeder Laterne eine Kompanie von Umstürzern stünde. Das ist doch lachhaft. Bei uns in der Bundesrepublik haben die Kommunisten in der ganzen Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg nie mehr als 2½ % Wählerstimmen erhalten. Und jetzt haben sie nicht einmal soviel! Also, wo ist nun eigentlich die Gefahr? Dann sagt man: Afghanistan! Aber Afghanistan ist doch nicht vergleichbar mit der Bundesrepublik. Um Gottes Willen! Afghanistan ist ein altes Problem zwischen den Großmächten, nämlich damals im 18. Jahrhundert zwischen Großbritannien und dem Zarenreich. Und als nun die Krise am Persischen Golf eintrat, begingen die Sowjets den Fehler zu meinen, sie müßten die Krise benutzen, um ihr Vorfeld zu sichern und weiter vorzudringen und, für den Fall, daß es eine Chance gäbe, sogar bis

(Fortsetzung auf der übernächsten Seite)

Literaturhinweise zum nebenstehenden Kasten:

Ida Friederike Görres, Brief über die Kirche: FH 1 (1946) Heft 8, 716–733. (Vorbemerkung von Walter Dirks und Eugen Kogon: ebenda 715).

Walter Dirks, Der restaurative Charakter der Epoche: FH 5 (1950) Heft 9, 942–954. (Neuabdruck demnächst in: Waren wir linke Spinner? Kösel-Verlag). *Eugen Kogon*, Die Aussichten der Restauration. Über die gesellschaftlichen Grundlagen der Zeit: FH 7 (1952) Heft 3, 165–177. *Eugen Kogon*, Die Aussichten der Welt. Zu den geistigen Grundlagen der Gegenwart: FH 8 (1953) Heft 1, 5–13.

Frankfurter Hefte, FH extra 5: Existenzwissen. Beiträge von Walter Dirks, Jutta Wiercimok, Walter Weymann-Weyhe, Monika Pleßner, Guido Knopp, Kurt Lenk, Eugen Kogon, Heinz Frisch, Günter Altner, Jochen Benecke, Heinz Gretz, Hans Platschek, Hans Mayer, Horst Rumpf, Wolfgang Sander. Frankfurt 1983. Anschrift des Verlags: Leipziger Straße 17, D-6000 Frankfurt 60.

Sie mischten sich ein – Wie werden sie es in Zukunft tun?

Interview über die Frankfurter Hefte (FH)

Orientierung (O): «Kritisch begleiten – das heißt sagen, was ist», so haben Sie, Herr Dr. Dirks, die Funktion Ihrer Zeitschrift definiert, und Sie, Herr Professor Kogon, haben es mit ähnlichen Worten gesagt: Angesichts der vielen Einbildungen, von denen wir in der Politik lebten, mußten Behauptungen überprüft und die Dinge konkret durchgedacht werden. Diese kritische Begleitung und diese «Kultur der Politik» haben Sie beide all die Jahre hindurch geleistet. Einige Ihrer Stellungnahmen sind in die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland eingegangen, und nicht umsonst hat die Fischerbücherei eine Kasette mit dem Reprint der ersten sieben Jahrgänge der Frankfurter Hefte (1946–52) veröffentlicht. Aber wie haben Sie zusammengearbeitet? Wie kamen zum Beispiel die entscheidenden Artikel zustande?

Eugen Kogon (EK): Zum Beispiel 1947 schrieb Walter Dirks einen wichtigen Artikel über den Zustand, in dem wir uns damals befanden: analytisch und auf Zukunft hin gesehen. Den Beitrag hat er mir gegeben. Das Umgekehrte habe ich manchmal gemacht. Dann hat der eine dem andern Notizen an den Rand geschrieben, vielleicht auch eine neue Idee hinzugefügt. Dieser Prozeß hat sich bis heute fortgesetzt, zum Beispiel kürzlich wieder, als Walter Dirks für das Aprilheft seinen Artikel zur «Wende» schrieb. Das ist das eine: gegenseitige Ergänzung und Korrektur. Hinzu tritt die gemeinsame Planung: Da heißt es herausfinden: Was braucht es jetzt, worauf kommt es jetzt an?

Walter Dirks (WD): Planung bedeutete da zum Beispiel: Jetzt brauchen wir einen Brief über die Kirche. Den schrieb uns damals, 1946, Ida Friederike Görres. Er wurde nachweislich von fast einer Million Deutscher gelesen. Die Zuschriften füllten unsere Leit-Ordner. Der Schock war gewaltig. Erzbischof Conrad Gröber von Freiburg ließ an die Kirchentüren einen Tadel gegen die Frankfurter Hefte anschlagen. Wir waren ein Faktor, der beachtet wurde.

EK: Das waren die produktiven Jahre des Aufwinds, als wir eine andere Gesellschaft wollten. Wir hatten 75000 reguläre Abonnenten, aber davon verloren wir schlagartig drei Viertel bei der Währungsreform. Als dann die Restauration begann und Walter Dirks 1950 und ich 1952/53 dazu Stellung nahmen, da fühlten wir uns bereits mit dem Rücken an der Wand.

O: Man hört, Sie suchen ein neues Konzept, vielleicht auch einen neuen Kreis als Trägerschaft und natürlich neue Leser.

EK: Zeitschriften wie die unsere für Kultur und Politik müssen eine bestimmte Funktion haben: Als wir in den vergangenen Jahrzehnten einen freiheitlichen Sozialismus vertraten, hatten wir in dieser sich entwickelnden Gesellschaft eine solche Funktion. Man konnte dafür oder dagegen sein, aber wir wurden zur Kenntnis genommen. Welche Funktion aber haben wir jetzt? Ich meine, sie bestünde im Ausfindigmachen konkreter Lösungstrends und Entwicklungszüge, z. B. im Verhältnis zur Dritten Welt, zu Europa, nicht nur Schilderung und Analyse, sondern darüber hinaus der Versuch von Wegdeutung, Signalgebung. Das setzt mehrere kleine Gruppen von Sachverständigen voraus, mit denen man arbeiten könnte. Das müßte allerdings finanziell gefördert werden; fragt sich nur von wem. Es geht uns ja darum, daß das Produkt dann von möglichen neuen, auch jungen Lesern bezahlt werden kann.

O: Kämen als potentielle Leser nicht die vielen engagierten Gruppen in Frage, die es in der Bundesrepublik gibt?

EK: Diese Gruppen haben schon ihre Mitteilungsblätter. Und die erreichen zum Teil beträchtliche Auflagehöhen. Dabei ist aber alles ein bißchen sektiererhaft, ein wenig überzeichnet. Es ist nicht der Generalzustand der Zivilisation in ihren Spezialproblemen und Herausforderungen im Blick.

WD: Weil wir aber diese Aufgabe sehen und andererseits unser ehrwürdiges Alter vor Augen haben, möchten wir die Zeitschrift in andere Hände geben und somit nicht eingestellt, sondern weitergeführt sehen. Hinter den Aufgaben, wie sie Eugen Kogon genannt hat, liegt die schwierige Beziehung von Rot und Schwarz sowie von Sozialisten und Grünen, ferner gehört dazu die Konzeption der Europäisierung von Europa, nicht mehr über Brüssel und Straßburg, sondern basisdemokratisch: d. h. die europäische Frage basisdemokratisch und die basisdemokratische Frage europäisch zu stellen. Da gibt es ein weites Feld von Ideen und Stoff genug für eine Monatszeitschrift, ganz besonders in Zeiten der Opposition.

EK: Auch ich möchte in dieser Richtung plädieren: erstens natürlich, daß jüngere Kräfte mitmachen, zweitens für die Einsicht, daß kein Bereich von der Erneuerung grundsätzlich ausgenommen werden kann. Deshalb müßten verschiedenste Gruppen einbezogen werden, z. B. auch Schriftsteller. Wir haben bereits solche Verbindungen. Bis ein neues Team beisammen ist, und um ein künftiges Konzept im Vorgriff anzubieten, haben wir zwei Sonderausgaben (*FH extra*) konzipiert. Die erste heißt *Existenzwissen* (inzwischen erschienen). Gefragt ist: Was muß der Mensch heute, nicht maximal, sondern optimal, wissen im Sinne eines zureichenden Minimums, damit er sich in der Welt der heutigen Probleme zurechtfinden kann? Gemeint ist ein generelles Wissen, zu dem jeder sein Spezialwissen hinzuentwickeln kann. Diese Nummer wird, unter Bezahlung durch eine Stiftung, an 9000 Lehrer versandt, weil es sich ja um eine Aufgabe für Pädagogen handelt. Sie müssen in Arbeitsgemeinschaften mit der Jugend eine neue Vorstellungswelt entwickeln. Für die zweite Sonderausgabe lautet der vorläufige Arbeitstitel *«Die Normen im Wandel der Zivilisation»*. Der Zusammenhang zur Thematik des ersten Heftes läßt sich vielleicht folgendermaßen andeuten: Aus dem Existenzwissen und der heutigen Situation gibt es eine andere Formierung von Werten. Beispiel: Solidarität ist in dieser (Welt-)Situation etwas anderes als im vorigen Jahrhundert. Auch Sexualmoral ist etwas anderes, als sie früher war. Es geht um Anliegen im Sinne der Situationsethik, um ein Agiornamento, wie es Johannes XXIII. gemeint hat: die Anpassung der Normen an die veränderten Verhältnisse und neuen Herausforderungen, so, daß sie wieder verstanden werden. Viele Junge verstehen ja die alten Auffassungen nicht mehr oder kümmern sich nicht darum; doch ohne Normen kommen auch sie nicht aus.

O: Sie suchen also mit Ihrer Zeitschrift eine Kommunikation über zwei Generationen hinweg. Besteht aber nicht nur zwischen den Generationen, sondern auch innerhalb der gleichen Generation so etwas wie ein Graben von Nichtverständnis?

EK: Hier stellt sich auch die Frage nach dem Zeitschriftentyp: so eine Zeitschrift wie die unsere gibt es in Deutschland nur noch ganz wenige. Viele Leute haben gar keine Zeit mehr, so etwas zu lesen, und die Jungen haben heute eine andere Art zu lesen. Wie man das überbrücken soll, weiß ich nicht. Fast jede Zeitschrift unserer Art verliert heute Leser. Wir versuchen es jetzt noch einmal, den Anschluß an eine neue Generation zu finden, aber es ist ein Abenteuer, und wir wissen nicht, ob es gelingt.

WD: Man kann noch einige besondere Schwierigkeiten gerade für unseren Zeitschriftentyp nennen: er ist etwas eingeklemmt zwischen zwei neuen Phänomenen der Publizistik: das was dem intelligenten Publikum sonntags durch Wochenbeilagen großer Zeitungen und durch Wochenzeitschriften angeboten wird; auf der anderen Seite das Taschenbuch, das in hohem Maße relativ rasch Aktualität einfängt. Da ist das Bedürfnis nach einer Grundsatzorientierung in einer Monatszeitschrift sehr viel geringer.

EK: Wir haben vor einem Vierteljahr eine besondere Werbeaktion gestartet. Wir senden die Zeitschrift an einige Gruppen von Bekannten jeweils ein halbes Jahr lang gratis, in der Hoffnung, daß sie sie nachher abonnieren. Die erste Reaktion läßt sich bereits feststellen: ein beträchtlicher Teil schreibt uns: Das ist sehr gut, was Ihr da macht; es gefällt uns; aber es ist ganz ausgeschlossen, daß wir die Zeit finden, das auch noch zusätzlich zu lesen. Inzwischen kommt die sogenannte wirtschaftliche Krise dazu.

O: Und wie stellen Sie sich die Zukunft der FH vor?

WD: Wir sind dabei, Wege zu suchen, wie die verlegerische Seite in der Form einer Stiftung oder eines Kuratoriums oder wie immer so gesichert bleibt, daß die Unabhängigkeit der Redaktion gewahrt ist, wobei wir zur Kostensenkung an einen Ausbau der administrativen Zusammenarbeit mit Publik-Forum denken.

O: Und wer wird in der Redaktion die «Seele» des Ganzen sein, wenn eines Tages die Zusammenarbeit der beiden «Dioskuren» aufhört?

EK: Es gibt schon Autoren, die bereit sind, die Sache zu übernehmen. Uns liegt am Herzen, daß es keine sektiererische Clique wird. Deshalb schwebt uns ein größerer Kreis vor. Die Arbeit an den beiden «FH extra» will zur Bildung dieses Kreises beitragen.

zum Golf vorzustößen. Sie haben inzwischen, wie wir wissen, erkannt, daß dies ein Fehler unter Breschnew war. Jetzt sitzen sie im Malheur. Von den Schwierigkeiten, denen sie begegnen, kann man täglich in jeder Zeitung lesen, jedoch – nach dem Wahn – wären diese Schwierigkeiten gerade der Grund, um neuerdings anzugreifen?! Müßten sie jetzt nicht viel eher *vorsichtig* sein? Auch mit China haben sie ja Schwierigkeiten. Aber nein: Sie greifen an. Wo denn? Als ob die UdSSR unentwegt Angriffsfehler wiederholen würden.

WD: Kuba wird noch als Beispiel angeführt.

EK: In der Tat waren die Sowjets daran, in Kuba eine strategisch enorm wichtige Position aufzubauen. Sie gaben sie, als Kennedy hart blieb, auf: ein klarer Fall. Aber sonst scheint mir hier ein Fehler vorzuliegen: die Konsolidierung des «Cordon sanitaire» quer durch Europa von der Baltischen See bis zum Schwarzen Meer, die den Sowjets in Jalta zugestanden worden war, diese Konsolidierung im kommunistischen Sinne bis und mit 12. Februar 1948 – Umsturz in Prag: der *letzte* Umsturz! –, diese Konsolidierung hat man als Aggressionssucht und ununterbrochene Angriffsneigung ausgedeutet, aus der die Selbstverständlichkeit eines Angriffs durch die UdSSR zu folgern sei. Das ist in den Hirnen steckengeblieben.

Heute sagt man nun: die Russen bedrohen oder erpressen uns mit Atombomben. Kann das heißen: sie stellen eine Forderung, und wenn die nicht erfüllt wird, werfen sie eine Bombe über Hamburg ab? Wer, wenn er seinen Verstand braucht, kann das im Ernst behaupten? Wo sie eine Bombe abwerfen, da können sie selber nicht mehr hin – alles ist versucht. Atombomben sind das ungeeignetste Mittel zur Erpressung.

Etwas ganz anderes wären Panzer: da kann man einrücken und ein Stück besetzen: «Wenn ihr nicht ...» Aber es gab ja einen Moment, als die Russen das konnten, nämlich bis 1955, als es noch keine deutsche Armee gab, und sie haben es doch nicht getan. Damals hätten sie, nach dem Ausspruch eines amerikanischen Generals, sogar nur eines guten Schuhwerks bedurft, um bis zum Atlantik vorzustößen. Sie haben es nicht getan trotz des berühmten «Lochs» der fehlenden 55 deutschen Divisionen, das Adenauer entdeckt hat. Das Beispiel zeigt, wie sehr wir in der Politik von Einbildungen leben. Der Sowjetschreck wurde unter Adenauer zudem noch innenpolitisch benutzt: Unter dem Slogan «Die Russen kommen» wurde alles, was nach Reform aussah, abgelehnt, weil es im Sinne der Russen sei. Heute brauchen wir aber die Reformen und Experimente. Wir müßten an allen Ecken und Enden experimentieren. «Keine Experimente!» ist ein ganz schlechter konservativer Slogan.

Der Gegner ist der Status quo

EK: Im Augenblick heißt es vor allem «Die Arbeitslosigkeit beseitigen». Diese Forderung höre ich täglich im Rundfunk. Aber wie man das macht, weiß offensichtlich niemand. Also müssen wir es gemeinsam erarbeiten, und hier, meine ich, hatten und hätten die Frankfurter Hefte ihre Funktion. Wir hatten gemeint, wir bekommen die lebendige, auf Zukunft, auf solidarische Gerechtigkeit orientierte Gesellschaft. Da haben wir aber verloren. Wir sind vor allem mit Walter Dirks' Vorschlag gescheitert, einen freiheitlichen Sozialismus zustandezubringen. Wir wollten – das haben wir x-mal dargelegt – keinen bürokratischen Sozialismus, aber unsere Idee ist nicht durchgedrungen, nicht einmal bei den Gewerkschaften.

WD: Aber das ist ja nicht die erste Niederlage. Die erste ist viel älter und datiert von 1930–33. Den ganzen Versuch gab es ja schon einmal in der Weimarer Republik, und zwar vor allem von *Josef Wirth*. Er versuchte, die «beste Verfassung der Welt» real durchzusetzen und aus der formalen eine reale Demokratie zu entwickeln, z. B. in der Form von Wirtschafts- und Sozialräten, wie sie in der Verfassung postuliert waren. Da hat

man den Fehler gemacht, nur die Betriebsräte und einen Reichswirtschaftsrat einzurichten. Es fehlte die auf Regionen und Branchen bezogene Klammer. So blieben die beiden Instanzen ohnmächtig: Die Betriebsräte wurden nur auf Betriebspolitik festgelegt, der Reichswirtschaftsrat hatte keine Masse zu manövrieren, er konnte nur reden und schwätzen.

EK: Es fehlte der «verarbeitende Unterbau des Parlaments». Das Parlament mußte sämtliche Probleme lösen. Einbarer Unsinn! Man muß den Leuten auf allen Stufen Selbstverwaltung geben.

WD: Etwas Allgemeingültiges in unserem mehrmaligen Scheitern könnte man darin sehen, daß wir, die wir zur Linken gehören, an unserem eigenen Scheitern schuld sind, weil wir nicht genügend links, nicht genügend gut sind. Der Gegner ist nämlich nicht nur die Reaktion, sondern – mindestens in Deutschland – sehr stark der Status quo! Wenn die Positionen der Emanzipation und Reform nicht besetzt und aktiv erkämpft werden, wenn sie nicht mit Arbeit, Liebe und Solidarität eine Umsetzung in die Realität erfahren, dann nimmt der Status quo diese nichtbesetzte Stelle ein. Ich kann es den kleinen Leuten, die meinen, einen Handwerksbetrieb verteidigen zu müssen, gar nicht übelnehmen, wenn sie eine reaktionäre Wirtschaftspolitik machen: sie sichern nur ihren Bestand. Uns ist es nicht gelungen, ihnen zu zeigen, daß unsere Konzeption nicht eine staatssozialistische und stalinistische ist, sondern eine, die es bisher noch nicht gegeben hat: der Versuch nämlich, dem Staat zwar zu geben, was des Staates ist (als oberste Entscheidungsstelle für Beschlüsse, die nicht geteilt werden können), im übrigen aber, das heißt für Entscheidungen auch in der Wirtschaft, reale Solidarität und reale Demokratie in der Gesellschaft zu verwirklichen.

Phantasie – Versuch – Irrtum ...

EK: Trotzdem kann ich nicht verstehen, warum sich das Prinzip der produktiven Phantasie nicht hat durchsetzen lassen, denn das bräuchten wir heute. Weil es keine Patentrezepte gibt – die hat niemand! –, kommt es auf ein Ausprobieren an: das britische Prinzip des «trial and error», des Versuches und des Irrtums, d. h. daß man das Risiko eines Irrtums eingeht, aus dem Irrtum dann aber wieder hinausgeht, eine Korrektur vornimmt, um am Ende daraus gelernt zu haben und so die nächste Phase zu bewältigen. Beispiel: Was brauchen die Millionen von Menschen in der Dritten Welt: nicht Stahlwerke, nicht Flugplätze, aber vielleicht Säcke für ihre Erdnußernte oder Ochsenkarren oder, oder ...: eine Fülle von Werkzeugen, von technischen Prozessen. Würde man das nun systematisieren, und zwar im Einvernehmen mit denen, die von Entwicklungspolitik wirklich etwas verstehen – wir haben ja auch vorzügliche junge Experten auf diesem Gebiet –, dann wäre das für Hunderte, wenn nicht Tausende von Handwerksbetrieben eine Beschäftigung; sie müßten statt fünf Arbeiter, die sie heute haben, vielleicht 6 oder 7 einstellen, um diese Werkzeuge alle herzustellen, die wir dann in größeren Mengen verbilligt liefern würden, anstatt Arbeitslosenunterstützung auszuschütten. Das ist nur ein Hinweis auf die Funktion der produktiven Phantasie. Stattdessen hat man Angst vor Reformen, obwohl es doch auf der Hand liegt, daß wir Initiativen brauchen, wie sie die Jugend auch zum Teil schon ergreift.

WD: Ich könnte noch eine ganz allgemeine Antwort geben. Die einfachste Faustregel für das, was Moral ist: die Verbindung von Hinwendung und Anstrengung, man könnte auch Liebe und Fleiß sagen. Beides ist nicht bequem. Das erste ist unbequem, weil es unsere inneren Reserven beansprucht und ein großmütiges Denken und Fühlen voraussetzt bei gleichzeitiger Überwindung der unmittelbaren egoistischen Interessen; das zweite beinhaltet denken, scharf denken und organisieren. Auch das ist schwierig, denn es ist bequemer, man läßt die Dinge, wie sie sind.

EK: Erforderlich sind doch spezifische Antworten auf spezifische Herausforderungen, zum Teil neue Antworten und nicht die alten Antworten. Das geht bis in die Erziehung hinein: ein anderer Typus, nicht der Erfolgsdeutsche, muß geformt werden, nicht der, der überall und indifferenziert nur die Rendite sucht. Ich werde heute manchmal auf kuriose Weise an die Jahre 1945–50 erinnert. Damals versuchten wir – auch unter Einfluß der religiösen Kräfte – die neue Gesellschaft zustande zu bringen, wie bereits dargelegt. Da haben wir eindeutig gegen die Erfolgsdeutschen verloren. Heute sind die Herausforderungen der technisch-industriewirtschaftlichen Zivilisation so groß

– an allen Ecken und Enden sind Krisen und Schwierigkeiten –, daß wir erneut gefordert sind. Wir könnten jetzt wieder mit der Jugend, die zum Teil avantgardistisch nach vorne will – unerfahren noch, aber historisch richtig –, zusammenspannen und etwas erreichen. Ich kann nicht verstehen, was die jetzt Tonangebenden mit dieser Jugend eigentlich anfangen wollen. Hängt es vielleicht mit dem andern, dem militärischen Wahn zusammen? Sollen sie wieder die Hände an die Hosennaht legen, will man wieder Vordermann/Seitenrichtung haben? Das ist doch Blödsinn. Im Grunde ist heute aktuell, was 1968 in Paris an den Hauswänden stand: Alle Macht der Phantasie!

Grundlegende Herausforderungen zum Widerstand

WD: Nicht nur Probieren und Innovieren, auch Widerstand kann heute geboten sein.

EK: Ich sehe drei Hauptfelder der Herausforderung. Das erste ist der Wandel von *Produktionsweisen*. Bestimmte Dinge darf man so nicht mehr tun. Das kann implizieren, daß man gewisse Dinge nicht mehr kauft. Das zweite ist das Feld der *Friedenssicherung*. Hier geht es darum, daß gegen die Neuaufstellung der Raketen tatsächliche Kräfte aufstehen müssen. Das ist ein sehr schweres Problem: wie weit geht die Macht der Demonstration, wo beginnt die Gewaltanwendung, und wie weit ist Gewaltanwendung berechtigt. Das dritte ist die *Umwelt*. Es geht nicht nur um den Schutz der Umwelt. Aufgegeben ist uns die Regelung der Haushaltsbeziehung zwischen Natur und Kultur. Hier gibt es eine Fülle von Belangen, wo man nicht mittun darf und soll.

Hinzu käme noch: die *Solidarisierung* mit den Unterdrückten der ganzen übrigen Welt. Die Probleme sind globalisiert. Es ist nicht gleichgültig, was in Lateinamerika oder in Afrika oder in Südostasien geschieht. Wir sind mitengagiert. Wir sind als Christen verpflichtet, uns zu engagieren. Wir tun es ja auch zum Teil. Hier also gilt es, Widerstand gegen das Unrecht zu leisten. Und dieses Unrecht tritt heute nach den nazistischen Erfahrungen und Auschwitz ganz anders in unser Bewußtsein. Widerstand zu leisten ist da von zentraler Bedeutung.

Als letztes möchte ich die *Kirchen* anführen. Ich glaube, daß man gewisse Anweisungen und Ratschläge, die sie geben, nicht mehr beachten soll. Das muß man natürlich genau überlegen. Aber ich möchte es nicht ausschließen, daß es Dinge gibt, wo es heißen muß, macht ihr das, aber wir in den Basisgruppen tun es nicht.

WD: Guardini sprach vom «vorausseilenden Gehorsam», daß wir den Geboten folgen sollen, die in dreißig Jahren dann auch die kirchliche Leitung aussprechen wird. Gemeint ist also das Gebot der Stunde, gefordert ist Situationsbewältigung und die Wahrnehmung des *Kairós*, was dann eben auch Widerstand gegen den *Status quo* impliziert und jenes «Widerstehen zur rechten Zeit», das die «Woche der Brüderlichkeit» für dieses Jahr zur Lösung ausgegeben hat. Eugen Kogon hat dazu ja gesprochen.¹

EK: Widerstand heute ist nicht dasselbe wie Widerstand gegen Hitler. Wir leben ja nicht in einer Diktatur, auch nicht in der Gefahr einer Diktatur wie in der Weimarer Republik. Der Unterschied zwischen damals und heute sind viele. So fordert auch das «Widerstehen zur rechten Zeit» heute etwas anderes. Was ich bei der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit sagen wollte, ist dies: Die Aufgabe besteht darin, von der Motivation zur individuellen Humanität hinüberzukommen zur Anwendung der *Humanität als einem Generalprinzip der Politik*. Wir dürfen nicht in der Caritas hängen bleiben. Die Caritas ist sehr wichtig, aber wenn die Caritas die Liebe eingrenzt und so kana-

lisiert, daß sie von der Politik wegbleibt, dann ist sie verderblich. Das ist ein in den Kirchen häufiges Fehlverhalten.

WD: Allerdings ist es – vielleicht zufällig? – ausgerechnet ein Verdienst des Deutschen Caritasverbandes, daß er sehr früh diese Grenze der Caritas entdeckt hat. Sie hätten ja meinen können, daß ihnen die Felle davonschwimmen und sie nicht mehr caritativ sein können, wenn man anfängt, sich auf die Sozialpolitik zu verlegen. Aber sie haben es selber gemerkt, daß man mit bloßer Caritas nicht weiter kommt und daß man in die Politik, heute sogar in die Weltpolitik vorstoßen muß. Trotzdem bleibt bestehen, daß das Pathos der Caritas uns lähmen kann, für die notwendigen Strukturveränderungen zu kämpfen.

EK: Jedenfalls darf Caritas keine Ausrede und keine Abgrenzung sein. So grundsätzlich in der Kirche die Liebe, so muß in der Politik die Humanität das Generalprinzip sein, an dem alles zu messen ist. Was dagegen verstößt, muß uns zum Widerstand herausfordern.

WD: Das kann *in concreto* bis in die Illegalität führen.

EK: Hier können uns älteste kirchliche Anweisungen helfen. Ich denke auch an die Regel, die einst für den Tyrannenmord entwickelt wurde: wenn also schwerstes Unrecht anhaltend verübt wird, das mit legalen Mitteln nicht beseitigt werden kann, dann ist Widerstand erlaubt, vielleicht sogar Pflicht. Allerdings muß eine Aussicht auf Erfolg bestehen, d. h. daß die Zustände nachher nicht schlimmer sind als vorher. Diese Prinzipien leuchten mir auch heute noch ein. Man muß die Situation daraufhin prüfen, und so finden wir die Legitimität zur Illegalität.

WD: Jetzt müssen wir aber wirklich konkret werden: z. B. bei Demos wie gegen die Startbahn West in Frankfurt, wenn da die Polizei zurückschlägt und wie sich die Dinge dann entwickeln. Die Schwierigkeit besteht darin, daß das Unrecht bei uns nicht so eindeutig greifbar ist wie in Südamerika und Südafrika: wenn dort Leute z. B. von der Polizei einfach abgeholt und zum Verschwinden gebracht werden. Bei uns ist das Unrecht eingeschliffen und vermittelt. Deshalb ist die Widerstandsfrage bei uns viel schwieriger.

EK: Aber weil es so schwierig ist, bin ich dafür, daß ein Dauerdiallog zwischen den möglichen Partnern sowohl im Widerspruch wie in der Kooperation stattfindet. Zum Beispiel zwischen Jugendlichen, die wach sind für die Probleme – das sind Zehntausende –, und der Polizei. Das ist ein sehr schweres Geschäft. Es braucht viel Geduld, aber man muß immer wieder ansetzen. Solche Dialoge müßten auch geführt werden mit Ingenieuren, die in Rüstungswerken arbeiten. Allerdings, wer so etwas in die Wege leitet, wird bei uns alsbald zum Wegbereiter des Kommunismus abgestempelt.

WD: Im Sinne eines solchen Dialogs und im Sinne einer gewissen Avantgarde in der jungen Generation haben wir zwei Alten noch etwas vor. Solange wir noch in den Frankfurter Heften schreiben, möchten wir darin eine Reihe Notizen oder Kurzbeiträge publizieren, in welchen solche Erfahrungen, zum Beispiel mit Gewaltlosigkeit, niedergelegt werden. Das dürfte ja alles

¹ E. Kogon hielt die Laudatio für die Berliner Juristin *Helene Jacobs*. Ihr, die schon als junges Mädchen illegal Juden versteckt und gerettet hatte, wurde bei der Eröffnung der diesjährigen «Woche der Brüderlichkeit» die Buber-Rosenzweig-Medaille verliehen.

diesen Herbst, wenn es den Widerstand gegen die Aufstellung der Raketen braucht, aktuell werden.

EK: Meine Befürchtung: Wenn es dazu kommt, so wird dies der Weg zum Polizeistaat sein. Unter Polizeistaat verstehe ich nicht Faschismus oder Präfaschismus. Er wird keine Konzentrationslager errichten; das bleibt alles weit weg. Aber die Jugendlichen, die sich aus Protest gegen die Aufstellung der Raketen an Ort und Stelle hinsetzen werden, wird die Polizei wegtragen. Dann werden sie registriert und fotografiert, und man nimmt ihnen die Fingerabdrücke ab. Und sie kommen in das computergesteuerte Überwachungssystem des Bundeskriminalamtes. Wenn sie dann später eine Position suchen, die in irgendeiner Weise delikat erscheint, dann wird, Datenschutz hin

oder her, ein Knopfdruck genügen, und die für sie nachteilige Information findet ihren Weg: d. h. mit der Bewerbung für diesen Posten ist es aus. Dies aber wissen die jungen Leute heute schon. Und so wird eine ganze Reihe zum voraus den Kampf nicht aufnehmen. Und die Einschüchterung greift noch weiter.

Sie greift auch auf die Medien über. Die Redaktoren wollen ihre Position behalten, und so wird man bestimmte Dinge nicht mehr berichten. Unter dem Motto der Ausgewogenheit wird sich ein Mehltau über unsere Gesellschaft legen, wo nicht mehr Mut und Phantasie, wie wir sie heute brauchen, geweckt werden. Vielmehr wird gerade das unterdrückt. So kann man zwar leben, aber nicht in Freiheit und Würde, wie wir uns das vorgestellt haben.

In der Spannung zwischen Gesetz und Leben

Zum Beginn der Rezeptionsgeschichte des neuen Kirchenrechts

Wenn jemand, der nicht zu den Eingeweihten gehört, den neuen Kodex des Kirchenrechts öffnet und im Kanon 16 liest, daß «die authentische Interpretation der Gesetze dem Gesetzgeber vorbehalten ist», mag er wohl zum Schluß kommen, die katholische Kirche sei tatsächlich eine sehr zentralisierte Organisation; in der sogar die Entwicklung des Rechtssystems unter der ausschließlichen Kontrolle des Gesetzgebers gehalten wird. Doch wenn er weiterliest, erwartet ihn eine Überraschung: Kanon 27 erklärt, daß «Gewohnheit der beste Interpret der Gesetze ist»: Liest er diesen zweiten Kanon für sich allein, so wird er schließen, die katholische Gemeinschaft sei tatsächlich ermächtigt, ihre Gesetze mit Intelligenz und Freiheit zu handhaben und sie den Anforderungen des Lebens durch beständiges Entfalten von Gewohnheiten anzupassen. Zusammen gelesen erscheinen die zwei Kanones unserem Leser vermutlich als schlechthin widersprüchlich.

In Wirklichkeit erzählt jeder Kanon in bündiger Gesetzessprache eine andere Geschichte. Zusammen sprechen sie von unseren vielfältigen Traditionen, und zwar von Traditionen, die verschiedenen Quellen entspringen und imstande sind, Ausgleich und Spannung zum Wohl des ganzen Sozialkörpers zu schaffen und mitzuhelfen, ihn lebendig zu erhalten.

Lebendige Kräfte von «oben» und von «unten»

Wir wissen, daß das Papsttum, wie es heute besteht, das Resultat einer nahezu zweitausendjährigen Entwicklung ist. Das Zweite Vatikanische Konzil beschreibt die Regierungsgewalt des Papstes als «volle, höchste und universale Gewalt» (*Lumen Gentium*, n. 22). Er kann daher Gesetze machen und sie interpretieren. Doch dasselbe Konzil sagt auch, daß das Gottesvolk durch den Glaubenssinn «mit rechtem Urteil immer tiefer in den Glauben eindringt und ihn im Leben voller anwendet» (*Lumen Gentium*, n. 12). So sind die Menschen aufgerufen, aus ihrer Lebensweisheit und aufgrund ihrer Einsichten zur klugen Auslegung und Anwendung der Gesetze beizutragen. In der Kirche sind lebendige Kräfte von «oben» und von «unten» am Werk. Keine von ihnen ist autonom, keine von ihnen ist von den anderen unabhängig, keine von ihnen kann ohne die anderen leben. Die Bewegungen, die sie auslösen, mögen kontrastieren; doch sie halten das Ganze intakt, lebendig und fördern weiteres Wachstum.

Kein Wunder also, daß wir bereits auf den ersten Seiten des neuen Kodex praktische Regeln finden, die scheinbar widersprüchlich sind. In Wirklichkeit beschreiben sie die Komplexität des Lebens der Kirche, wie sie in ihren Gesetzen zum Ausdruck kommt. Damit signalisieren sie, daß *Communio*, d. h. Gemeinschaft in Frieden und Ordnung, von einem subtilen dialektischen Spiel zwischen dem Gesetzgeber und den vom Gesetz Betroffenen abhängt.

Das neue Kirchenrecht wurde am 25. Januar 1983 promulgiert, auf den Tag vierundzwanzig Jahre, nachdem Papst Johannes XXIII. drei Reformschritte angekündigt hatte: Erstens sollte eine Synode für die Diözese Rom abgehalten werden; heute wissen wir, daß es ein stolpernder Schritt war, mit weniger Wirkung, als Johannes wohl erwartet hatte. Zweitens sollte ein ökumenisches Konzil einberufen werden; heute wissen wir, daß es ein gigantischer Schritt war: Niemand konnte seine weltweite Auswirkung voraussehen. Drittens sollte das Kirchenrecht revidiert werden. Dieser Schritt wurde im Zeitlupentempo absolviert; es brauchte etwa zwanzig Jahre, um dieses Werk zu vollenden. Es wird am ersten Adventssonntag, am 27. November 1983, in Kraft treten.

Vom Kodex 1917 zum Kodex 1983

Um die Grundausrichtung des neuen Kodex zu verstehen, müssen wir auf das Jahr 1917 zurückgehen. Damals wurde der erste umfassende Kodex des Kirchenrechts in der Geschichte der Kirche durch Papst *Benedikt XV.* promulgiert. Nur wenige Katholiken realisieren heute, wie radikal er den juristischen Rahmen des kirchlichen Lebens veränderte.

Vor 1917 war unser Rechtssystem eine Mischung von Gesetzeserlassen der Päpste und Konzilien, von Normen, die aus Gerichtsentscheiden destilliert wurden, und von Regeln, die aus dem Frömmigkeitsleben abgeleitet waren. Mit der Promulgation eines vereinheitlichten Kodex gewann zwar das System an Klarheit und Kürze, doch die vitale Kraft der Gewohnheiten und Bräuche war weg. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, wurde der Kodex die Quelle aller Gesetze. Eigentlich wurde den Gläubigen keine Möglichkeit gelassen, ihre Glaubenseinsichten gründlicher aufs Leben anzuwenden, zum mindesten nicht so, daß es auf Gesetzesebene wirksam wurde.

Der Veränderungsprozeß vom Kodex 1917 zum Kodex 1983 ist nicht radikal. Vielleicht läßt er sich am besten durch das Bild der Renovation eines alten Hauses beschreiben. Die hauptsächlichsten Strukturen werden beibehalten, doch manch Altvertrautes wurde herausgenommen und etliches Neue hinzugefügt. Das Haus ist noch das gleiche, aber es hat innen mehr Lebensraum; auch von außen sieht es besser aus. Es ist angenehmer darin zu wohnen, und es ist einladender für jene, die vorbeikommen.

Gegliedert in sieben «Bücher»

Der alte Kodex hatte fünf Teile, entsprechend dem klassischen Römischen Recht: Allgemeine Normen, Personen, Sachen, Prozesse und Strafen. Der neue Kodex hat sieben Bücher:

► **Buch 1** legt das Fundament mit den *Allgemeinen Normen* (203 Kanones). Es wiederholt die traditionellen Definitionen und Beschreibungen der Gesetze und Gebräuche; es gibt den Dekreten, Instruktionen und administrativen Akten einen neuen Rechtsstatus. Es gewährt neu auch der untergeordneten Gesetzgebung, z. B. von Seiten der Kongregationen des Heiligen Stuhls, größere Bedeutung und regelt die Ausübung administrativer Gewalt. Es anerkennt auch in der Kirche eine gewisse Aufteilung der drei klassischen Gewalten, der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalt.

► **Buch 2** über das *Volk Gottes* (534 Kanones) ist nach der dogmatischen Konstitution über die Kirche, *Lumen Gentium*, gestaltet. Es enthält Erklärungen über die allgemeinen Rechte und Pflichten der Christen – ein neuer Zugang. Besondere Titel handeln von der rechtlichen Stellung der Laien; ihr Status im Kirchenrecht hat sich sehr verbessert. Die Normen für die «Diener» der Kirche sind hauptsächlich eine Konsolidierung der nach dem letzten Konzil erlassenen Bestimmungen. Dann folgen die Gesetze bezüglich der großen Strukturen, welche die Beziehung zwischen dem Primat und dem Episkopat, der universellen Kirche und den einzelnen Kirchen einschließen. Die rechtliche Stellung des Episkopats und der Partikularkirchen ist jetzt stärker, als sie es im ersten Kodex war – eine klare Auswirkung des Konzils. Auch wird den neuen kollegialen Gremien auf den verschiedenen Stufen, wie der römischen Synode der Bischöfe in der universellen Kirche und den Priesterräten in den Diözesen bedeutsamer Spielraum gegeben, obwohl sie alle konsultative Organe bleiben. Die Wichtigkeit der Seelsorgeräte wird betont, doch nicht soweit, ihnen einen permanenten Status zu geben. Im selben Buch befindet sich das Recht der *Institute des geweihten Lebens*. Sie umfassen Ordens- und Säkularinstitute mit öffentlichen Gelübden und Gemeinschaften des apostolischen Lebens mit nichtöffentlichen Gelübden. Alle haben größere Freiheit, ihre Lebensweise selber zu bestimmen; die ihnen auferlegten Strukturen sind vereinfacht. Ihr Apostolat muß jedoch in das Leben der Diözese integriert sein und steht unter der Aufsicht des Bischofs. Der traditionelle Begriff der «Exemption» ist bedeutend eingeschränkt worden.

► **Buch 3** über den *Verkündigungsauftrag der Kirche* ist kurz, aber nicht ohne Gewicht (87 Kanones). Es umfaßt die Gesetze für Predigt, Katechese und missionarische Tätigkeit. Es hat einen Abschnitt über Schulen aller Stufen. Es betont die Wichtigkeit des Gebrauchs moderner Kommunikationsmittel. Während das Recht aller Christen, die Frohbotschaft zu verkünden, klar anerkannt wird, ist die rechtliche Vollmacht des Heiligen Stuhls und der Ortsbischöfe, alle Lehrtätigkeiten zu kontrollieren und zu beaufsichtigen, verstärkt. Einer der Kanones, der einen Lehrauftrag in Theologie an ein kirchliches Mandat bindet, schafft bereits ein ernsthaftes Problem für katholische Universitäten in den Vereinigten Staaten, wo volle akademische Autonomie praktisch eine «conditio sine qua non» darstellt, damit ein höheres Bildungsinstitut als solches öffentlich anerkannt wird.

► **Buch 4** handelt von den *Sakramenten und dem Gottesdienst*. Vieles in diesem langen Teil (420 Kanones) ist eine Konsolidierung verschiedener konziliarer und nachkonziliarer Normen bezüglich Spendung der Sakramente, der Gottesdienstpraxis und der Frömmigkeit. Die neue Ehegesetzgebung ist viel menschlicher als die alte, trotz der Beibehaltung einiger überholter, unnötiger und starrer Strukturen. Im Bereich der Buße erscheinen die großzügigen Verordnungen des neuen *Bußritus* von 1973 eingeschränkt.

► **Buch 5** über die *zeitlichen Güter der Kirche* ist kurz (57 Kanones). Da es auf Römischem Recht basiert, sind einige seiner Bestimmungen nicht im Einklang mit dem anglo-amerikanischen Rechtssystem, das in vielen Ländern gebraucht wird. Doch sind die Normen locker genug, um lokale Anpassungen zu erlauben.

► **Buch 6** über *Sanktionen in der Kirche* ist ebenso kurz (89 Kanones). Es ist das kirchliche Gegenstück zum Strafrecht. Bei seiner Lektüre mag einer staunen, wie weit die Kirche in den letzten Jahrzehnten bezüglich Barmherzigkeit und Mitleid gegangen ist, geschweige seit der Zeit der Inquisition! Die Zahl der strafbaren «Vergehen» ist bedeutend reduziert worden, die Strafen wurden vereinfacht. Dennoch muß man klar sehen, daß die Kirche den Weg noch weiter zu gehen hat. Die archaische Einrichtung der «automatischen» Strafen (Exkommunikation, Interdikt) ist beibehalten. Der Betroffene ist in ein und derselben Person Angeklagter, Kläger und Richter, alles in einem! Sicherlich hat die Kirche genügend Autorität und Stärke, extreme Fälle, sollten sie vorkommen, in einer ausgeglicheneren und gerechteren Weise zu behandeln!

► **Buch 7** über *Prozeß- oder Verfahrensrecht* ist lang und technisch (353 Kanones). Doch die Normen des ersten Kodex haben die benötigte Vereinfachung erfahren. Dennoch wird wahrscheinlich die Kluft zwi-

schen Gesetz und Leben weiterbestehen. Einerseits werden die Verfahrensnormen für *alle* möglichen Rechtsfälle erlassen, andererseits behandeln unsere Gerichte praktisch nichts als Ehefälle.

Wie neu und wie erneuernd?

Zwischen dem alten und neuen Kodex gibt es Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten. Es gibt Verschiedenheiten. Selbst auf den ersten Blick ist klar, daß wir ein dünneres Buch vor uns haben. Die Zahl der Kanones ist von 2414 auf 1752 reduziert worden. Weniger Gesetze zu haben bedeutet, daß die Gemeinschaft sich größerer Freiheit erfreuen kann. Strukturen sind vereinfacht worden; manche Vorschriften und Verbote sind gestrichen worden.

Die Auswirkungen des Vatikanum II sind allenthalben zu spüren. Die Titel der verschiedenen Bücher und Kapitel selbst zeigen an, daß die jetzigen Gesetze enger auf ihre theologischen Wurzeln bezogen sind, als die alten es waren. Ein ernsthafter Versuch ist gemacht worden, der ökumenischen Bewegung gebührende Achtung zu verschaffen. Und die Kirche erweckt nicht mehr den Eindruck, als ob sie in einer defensiven Haltung gegenüber der Welt verharren wolle.

Es gibt auch Ähnlichkeiten. Der neue Kodex ist immer noch in die Tradition des Römischen Rechts verstrickt. Anscheinend ist man auch ängstlich besorgt, spätmittelalterliche Begriffe beizubehalten, am augenfälligsten im Ehe-, Straf- und Prozeßrecht. Der ekklesiologische Einfluß des Vatikanum I, der im ersten Kodex sehr stark war und eine verstärkte Zentralisation bewirkte, ist nicht so voll durch die Lehre des Vatikanum II ausgeglichen worden, wie manche es erhofft und erwartet hatten.

Kodex nach Konzil (nicht umgekehrt!) interpretieren

Eine Wertung des neuen Kodex kann zum jetzigen Zeitpunkt, wo seine Rezeption kaum begonnen hat, nur provisorisch und partiell sein. Sie muß provisorisch sein, weil die wirklichen Stärken und Schwächen des Gesetzes erst dann offenbar werden, wenn es mit den realen Lebenssituationen konfrontiert wird. Dies ist abzuwarten. Die Wertung muß partiell bleiben, weil die Aufdeckung der zugrunde liegenden doktrinarischen Positionen und Richtungen, der subtilen Ungereimtheiten und der verborgenen Konvergenzen sehr viel kritische Analyse braucht, die erst begonnen hat.

Streng technisch genommen ist dieser zweite Kodex weniger geschlossen und geschliffen als der erste. Kardinal *Gasparri*, ein Rechtsgenie in der großen römischen Tradition, hatte den Vorsitz bei der Ausarbeitung des ersten Kodex und garantierte eine einheitliche und klare Linie. Dieser zweite Kodex ist viel mehr das Werk einer Kommission mit all dem, was dies mit sich bringt. Oft genug mußten Kompromisse gemacht werden, um unterschiedliche Richtungen und Ideen zu berücksichtigen – ein allgemeines Kennzeichen der nachkonziliaren Kirche.

Ein ungleichmäßiges Dokument. Um den Kodex des Kirchenrechts, besonders den neuen, richtig zu verstehen und darin jedem Kanon das richtige Gewicht zu geben, müssen wir bedenken, daß er ein aus ungleichen Stücken zusammengesetztes Dokument ist. Einige Kanones wollen ein Stück allgemeiner christlicher Lehre einmal mehr festschreiben. Einige andere haben einen bescheideneren Anspruch; sie bringen eine theologische Schulmeinung zum Ausdruck. Ferner sind einige Kanones von einer ermahnenen Art, ohne Verpflichtungen aufzuerlegen. Andere schaffen strenge Rechts- und Pflichtsituationen. Jede dieser literarischen Formen hat ihre eigenen Interpretationsnormen. So sollte nicht vorausgesetzt werden, daß der Gesetzgeber, selbst wenn er eine lehrmäßige Position einnimmt, eine legitimerweise umstrittene Frage entscheiden will. Noch sollte eine theologische Meinung, weil sie explizit oder implizit im Kodex enthalten ist, als eine *ex cathedra*-Definition verstanden werden. Ermahnungen sollten als das gelesen werden, was sie sind, nämlich als ein Appell an die Großmut. Im Fall von

Rechts- und Pflichten Situationen sollte die juristische Methodologie voll angewandt werden. Insbesondere kann nicht genug betont werden, daß – um die richtige Bedeutung einer Lehraussage, auf die im Kodex Bezug genommen ist, zu erfassen – zu den theologischen Quellen zurückzukehren ist und von dort aus die Kanones zu interpretieren sind, niemals aber der umgekehrte Weg eingeschlagen werden darf. Konkreter gesagt: Der neue Kodex kann nicht normativ sein für die Interpretation des Vatikanum II, vielmehr müssen die Normen des Kodex gemäß der Doktrin des Konzils verstanden und erklärt werden.

Einige inhaltliche Fragen

Das Gleichgewicht zwischen Primat und Episkopat: Der neue Kodex festigt eine Entwicklung, welche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil stattgefunden hat. Der Diözesanbischof hat die Vollmacht, von bestimmten Arten von allgemeinen Gesetzen in besonderen Fällen zu dispensieren. Wer mit der Geschichte des Papsttums vertraut ist, weiß, daß die Zentralisierung der Macht gerade durch die exklusive Ausübung der Dispensgewalt stattgefunden hat. Nun ist ein Großteil dieser Macht definitiv den Bischöfen zurückgegeben, ausgenommen für einige speziell reservierte Fälle. So wurde die Balance in Richtung des Episkopats verschoben.

Auf der andern Seite wurde erstmals in der Geschichte der Kirche das Vorgehen bezüglich der exklusiven Rolle des Heiligen Stuhls bei der Auswahl und Bestellung von Bischöfen, wie es zu Beginn des Jahrhunderts für Missionsländer ausgearbeitet worden war, dem allgemeinen Recht einverleibt. Obwohl dies legitime historische Rechte nicht aufhebt, bewegt sich die Waage doch in Richtung verstärkter Macht des Sitzes von Rom.

Die gesetzgebende Macht aller exekutiven Organe des Heiligen Stuhls ist vergrößert und verstärkt worden, indem ihnen besondere Autorität verliehen wird, Dekrete und Instruktionen herauszugeben. Obwohl solch untergeordnete Gesetzgebung theoretisch den Normen des Kodex nicht widersprechen darf, bringt sie doch die Vollmacht mit sich, die Gesetze zu interpretieren und restriktiv oder extensiv anzuwenden. Es gibt keine gerichtliche Instanz, um diese Tätigkeit zu kontrollieren.

Grundrechte in der Kirche. Der neue Kodex geht weiter als jedes frühere kanonische Dokument bezüglich Erklärung und Definition der Grundrechte aller, die zur Kirche gehören. Sie haben ein Recht, am Werk der Evangelisierung teilzunehmen, ein Recht, ihre Meinung zu sagen, ja sogar in der Form des Ratschlages an kirchliche Obere. Sie haben ein Recht, am liturgischen Leben der Kirche teilzunehmen und die Sakramente zu empfangen. Sie haben ein Recht auf Erziehung, auf Privatsphäre und auf guten Ruf. Wenn sie Gelehrte sind, haben sie das Recht, der Wahrheit mit allen wissenschaftlichen Mitteln nachzugehen. Alle, ohne Ausnahme, haben das Recht, «ihre Rechte wahrzunehmen». Solch eine Deklaration kommt einer *Bill of Rights* für Christen nahe. Doch ist es schwer zu sehen, wie einer wirksam und schnell von kirchlichen Gerichten Genußnahme erhalten kann, sollte eines seiner Rechte verletzt worden sein. Besonders falls die angebliche Verletzung der Akt eines kirchlichen Oberen ist. Es ist wohl bekannt, daß das letzte Schema des Kodex, das 1981 von der Kommission gutgeheißen wurde, sogenannte «Verwaltungsgerichte» zur Behandlung solcher Fälle schaffen wollte. Doch die stehen nirgendwo im neuen Kodex, ausgenommen eine rätselhafte Bezugnahme auf sie im Kanon 149, 2, welche wohl aus Versehen dort stehen geblieben ist.

Frömmigkeit und Gesetz. Paulus war sehr fest in seiner Haltung: Das Gesetz sollte die Übertretungen nicht vermehren. Es gibt keinen, der dramatischer und mit tieferer Überzeugung von jener Freiheit sprach, die der Geist den Christen gebracht hat. Aus dieser Freiheit und inneren Stärke heraus entwickelten die frühen Gemeinden die gemeinsame Feier der Eucharistie an

Sonntagen, die Bußübungen der Fastenzeit und des Advents, Abstinenz an Freitagen und die Beobachtung der Feiertage. Diese Praxis war ein Zeichen der Vitalität der Gemeinschaft. Dann trat Schritt für Schritt das «Gesetz» wieder auf die Bühne und verwandelte das spontan Gewordene in gesetzliche Verpflichtungen. Über viele Jahrhunderte entwickelte sich rund um diese einfachen gottesdienstlichen Handlungen eine enorme Kasuistik, und das «Gesetz vermehrte die Zuwiderhandlung». Tatsächlich hat sich das Kirchenrecht viel von seinem schlechten Ruf gerade ob seines legalistischen Umgangs mit dem Frömmigkeitsleben der Gemeinschaft eingehandelt. Nach dem Konzil gab es in der kirchlichen Gesetzgebung eine neue Tendenz, um von dieser lähmenden Herrschaft des Gesetzes loszukommen und zur ursprünglichen Freiheit zurückzukehren. Der neue Kodex betont wiederum die gesetzliche Verpflichtung, obwohl etwas sanfter als der alte.

Die Frage der kirchlichen Gerichte. In der Theorie sind kirchliche Gerichte da, um allen in jeder Art von Konflikten Recht zu verschaffen. In der Praxis sind sie Büros für Ehefälle und konkret für Ungültigkeitserklärungen. Sie behandeln kaum je gewöhnliche Rechtsfragen, noch weniger tun sie oder können sie die Tragweite des Gesetzes mit Autorität interpretieren oder deklarieren. Das Resultat ist, daß Verletzungen und Konflikte, die in jeder menschlichen Gemeinschaft notwendigerweise vorkommen, weder gerichtlich noch überhaupt behandelt werden. Eine Beschwerde oder ein Rekurs kann immer bei jemandem mit administrativer Vollmacht eingereicht werden, doch wird ihm nie ein objektives Gerichtsverfahren folgen. Es bleibt nur der Ausweg, solche Fälle vor die breite Öffentlichkeit zu bringen, dann allerdings mit der Dramatik, die diesen Medien eigen ist. Wir sind in einer paradoxen Situation. Strenge und kalte Verfahren werden angewandt für Fälle, wo Mitleid und Heilen benötigt würde. Und für Rechtsfälle, wo Gerichtsverfahren am meisten benötigt würden, werden sie nicht angewandt. Der neue Kodex bringt in dieser Situation kein Heilmittel.

Die Ökumenische Bewegung. Der große Durchbruch in den Beziehungen der katholischen Kirche zu den andern christlichen Kirchen geschah, als im 2. Vatikanischen Konzil die Idee der partiellen *communio* akzeptiert wurde. Statt die Trennung der Kirchen als total zu betrachten, sah das Konzil sie gleichzeitig als eins und geteilt. So kam es zum Ausdruck «getrennte Brüder».

Dieses subtile theologische Konzept in rechtliche Begriffe umzuformen, ist äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich. Bisher hat das Kirchenrecht gewußt, was Exkommunikation bedeutet; es wußte auch, was volle *communio* war. Doch der nachkonziliare Gesetzgeber war mit der Aufgabe konfrontiert, Normen und Regeln festzusetzen für eine Beziehung, die gleichzeitig aus Einheit und Teilung besteht. Während es ungerecht wäre, einen vollen Erfolg in solch schwieriger Aufgabe zu erwarten, muß doch anerkannt werden, daß wichtige Änderungen stattgefunden haben. Der Fall der Mischehen ist dafür ein gutes Beispiel. Keine Dispens vom strikten Gesetz eines «Hindernisses» ist mehr benötigt, nur eine Erlaubnis gemäß einer freundlicheren Norm. Das Gewissen des Nicht-Katholiken wird respektiert, und keine Forderung wird von ihm erhoben, die katholische Erziehung der Kinder zu garantieren. Doch die Exkommunikation gegen Häretiker und Schismatiker bleibt fest im Gesetzestext verankert.

Die Rolle der Laien. Es gibt kaum eine dringendere Aufgabe in der Kirche von heute als die Förderung der Laien zu einer vollen Teilnahme am Leben der Gemeinschaft. Wie ein Orchester nicht stark sein kann mit schwachen Musikern und einem starken Dirigenten, so kann der soziale Körper der Kirche seine «Ganzheit» nicht finden, ohne daß die Laien allmählich in verantwortliche Positionen nachrücken. Der neue Kodex tut vieles, diese Bewegung zu fördern. Laien sind eingeladen und berechtigt, an verschiedenen konsultativen Gremien teilzunehmen. Sie können verschiedene Ämter ausüben. Ein Laie kann

Mitglied eines Richterkollegiums sein. Doch Seite an Seite mit dieser glücklichen Entwicklung besteht mehr im Ton als in Worten eine andere Tendenz in manchen Kanones. Immer wieder werden die Laien ermahnt, klug zu sein, ehrerbietig zu sein, als ob man voraussetzen müßte, daß die Laien ohne Warnung und Beaufsichtigung wahrscheinlich voreilig handeln, dumm reden und das Falsche tun würden. Manchmal fragt sich der Leser der Kanones, ob der Heiligkeit der christlichen Person und der Würde, die durch das erste aller Sakramente, die Taufe, die uns alle zu adoptierten Kindern Gottes macht – einer höheren Würde als die jeden Amtes –, der nötige Respekt entgegengebracht wird.

Was die Zukunft betrifft ...

In jedem Gesetzgebungsakt vermittelt der Gesetzgeber eine Botschaft an die Untergebenen. Die Promulgation des neuen Kodex war genau solch ein Akt. Die Frage ist nun, wie die Gemeinschaft antwortet. Ihre Antwort wird in einem lang dauernden und komplexen Prozeß erfolgen.

Rezeption – ein dialektischer Vorgang

Zwei Perioden müssen bei jeder rechtlichen Norm unterschieden werden. Die erste erstreckt sich von ihrer Erarbeitung bis zu ihrer Promulgation durch den Gesetzgeber, die zweite beginnt im Augenblick, da die Gemeinschaft zum erstenmal Kenntnis nimmt vom Gesetz, und dauert so lange, als sie es beobachtet. Diese Unterscheidung ist wichtig. Selbst wenn wir festhalten, wie wir wohl sollten, daß das Gesetz – einmal promulgiert – gültig und bindend ist, müssen wir doch zugeben, daß es so lange keine vitale Kraft in der Gemeinschaft ist, als es nicht befolgt wird.

Rezeption kann im Sinne einer rechtlichen Ratifikation verstanden werden, wonach das Gesetz ohne die Zustimmung der Gemeinschaft keine bindende Kraft hat. Im modernen Kirchenrecht gibt es keine solche Ratifikation. Doch wäre es falsch, daraus zu schließen, es bestehe in einem subtileren Sinne keine Notwendigkeit für die Rezeption des Gesetzes. Jede rechtliche Norm befaßt sich mit einem Wert. Der Gesetzgeber lenkt den Untergebenen auf besondere Handlungen hin, durch die diese Werte realisiert werden sollen. Folglich können intelligente und freie Personen dem Gesetz mit Überzeugung und Würde nur dann folgen, wenn sie mit dem Wert, den das Gesetz verfolgt, vertraut sind und frei entscheiden, danach zu streben. Dies heißt, daß es bei intelligenten und freien Personen keinen seines Namens würdigen Gehorsam gibt, wenn die Gesetze nicht verstanden und mit engagierter Freiheit beachtet werden.

Die Folgen sind weitreichend. Sie schaffen rundum Pflichten. Sie weisen auf eine moralische Verpflichtung beim Gesetzgeber hin, mehr zu sagen, als was in eine bündige Vorschrift gefaßt werden kann. Er schuldet der Gemeinschaft eine Erklärung, wie es der intelligenten und freien Natur ihrer Glieder gebührt.

Die Rezeption weist auch auf die Pflicht der Gemeinschaft hin, sich um ein Verständnis des Wertes, welchen das Gesetz anzielt, zu bemühen; sodann auf die Pflicht zur Kooperation, um ihn zu realisieren. Wenn intelligente und freie Personen das Gesetz auf diese Weise rezipieren, dann, und nur dann, kann das Gesetz eine Lebenskraft in der Gemeinschaft werden. Darin liegt die notwendige Dialektik. Das Gesetz formt das Leben der Gemeinschaft, indem es die Gemeinschaft bewegt, sich einen Wert anzueignen, und die Gemeinschaft formt das Gesetz, indem sie es intelligent interpretiert und frei befolgt.

Interpretation aus Inspiration

Zweifellos werden nun manche Fragen über die Bedeutung einzelner Kanones an den Heiligen Stuhl gerichtet werden, und die Antworten werden erfolgen. So war es nach der Promulgation

des ersten Kodex, und es wird jetzt nicht anders sein. Dies ist aber nicht die Interpretation, die uns hier beschäftigt. Vielmehr sind wir interessiert an jener Interpretation, die von der *Gewohnheit* kommt und vom Kodex selbst als die beste bezeichnet wird. Es gibt keine Möglichkeit, im voraus festzulegen, wo und wie sie geschehen soll. Sie könnte in subtiler Weise aus den Ämtern und Tribunalen des Heiligen Stuhles kommen. Sie könnte in einzelnen Diözesen begonnen und gestützt werden. Sie könnte in den Köpfen und Herzen der Menschen allenthalben entstehen. Auch sollten wir nicht Angst haben, Initiativen zu wagen. In den ersten christlichen Jahrhunderten war die Kirche fähig, verschiedene Riten, ausgewogene Strukturen und lebenskräftige Bräuche zu schaffen. Manche von ihnen überleben bis heute. Die jungen Kirchen von Afrika und Asien, die erneuerten Kirchen von Lateinamerika sollten eine ähnliche Freiheit haben, ihre Inspiration in neuen Lebensformen, möglicherweise durch Neuinterpretation der alten, auszudrücken.

Am 2. Vatikanischen Konzil und seither ist unter Theologen oft die Rede vom *sensus fidelium* gewesen, dieser undefinierbaren Fähigkeit der Gläubigen, durch den Glaubensinstinkt zu erkennen, was authentische christliche Tradition ist. Wenn man nun schon auf dem Gebiet der Glaubenslehre sich auf diesen Instinkt verlassen kann, sollte er auch ein guter Führer bei der Interpretation der Gesetze sein, wobei es nur natürlich ist, wenn die Gemeinschaft zeitweise über das hinausgeht, was ursprünglich vom Gesetzgeber beabsichtigt war.

Weitergehende Reform

Mit dem Inkrafttreten des neuen Kodex kommt die Versuchung einer neuen Erstarrung. Anzeichen eines gewissen Legalismus sind bereits zu verspüren. Zum Beispiel der Slogan: «Die Zeit der Experimente ist vorüber, jetzt ist die Zeit der Einpflanzung.» Absolut genommen ist das ein Unsinn. Es würde bedeuten: Es ist kein Platz mehr für Phantasie und Bewegung. Wie also läßt sich dieser Versuchung zur Erstarrung begegnen?

► Der Kodex muß dauernd im Spiegel des Evangeliums kritisch überprüft werden: Was fällt hinter die Botschaft zurück? Zum Beispiel: Ist nicht die Unterscheidung zwischen «sakral» und «weltlich» überbetont, wenn wir daran denken, daß Gott doch die ganze Welt durchwirkt? – Wird nicht zuviel Nachdruck auf die Regierungsgewalt (*potestas regiminis*) und zuwenig auf die Pflicht zu dienen (*diakonia*) gesetzt? – Wird nicht dem Volk zuwenig Vertrauen geschenkt, wo doch nichts mehr zu Entwicklung und Kreativität beiträgt als Vertrauen und nichts das Leben mehr tötet als Mißtrauen?

► Allenfalls muß sich die Kirche überhaupt von der Idee eines allumfassenden Kodex lösen (vgl. Orientierung 1981, S. 209ff.) Bereits fällt auf, daß im neuen Kodex die Regelungen für die römische Kurie nicht mehr enthalten und einer Spezialgesetzgebung überlassen sind: ein kleiner Schritt in der richtigen Richtung vermehrter Flexibilität. Erst recht braucht es für alles religiöse Leben, Kommunitäten usw. die Möglichkeit der Innovation ohne legalistisches Korsett.

► Einiges von der angereicherten Weisheit modernen Rechtsempfindens sollte auch ins Kirchenrecht eingebaut werden. Zum Beispiel die Lösung von Konflikten durch unabhängige Schiedsgerichte. Ferner bessere Rahmenbedingungen, daß die Laien sich in der Kirche Gehör verschaffen und an ihren Entscheidungsprozessen teilnehmen können.

Unser gesamtes Rechtswesen muß durchscheinen lassen, daß wir nicht einem kleinlichen Buchhalter, sondern einem unendlich intelligenten und großzügigen Gott dienen. Mit der Promulgation des neuen Kodex ist ein Prozeß von fast 25 Jahren zu Ende gekommen, jetzt müßte ein neuer Prozeß der kritischen Reflexion und kreativen Initiative beginnen.

Ladislav Orsy, Washington, USA

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Karl Weber.

Für ein anderes Weltbild

Ein Atomphysiker öffnet sich mystischem Bewußtsein

Wird es zwischen den Naturwissenschaften und den meditativen Traditionen der Religion zu einem Gespräch kommen, das unser Bewußtsein verändert? Könnte der Friedensbewegung, den feministischen Tendenzen, den ökologischen Bestrebungen, dem meditativen Interesse der Jugend fortgeschrittener Gesellschaften eine gemeinsame sinnlich-geistige Textur menschlicher Erfahrungen und Ahnungen zugrunde liegen? Kommt der naturwissenschaftlichen Entwicklungs- und mystischen Einheitslehre Teilhard de Chardins aus den Reihen der jüngeren Atomphysik eine neue dynamisch-kosmische Einheitslehre entgegen, welche auf der Basis von Relativitäts- und Quantentheorie sich mystischem Bewußtsein öffnet? Hat das Abendland seine Kulturrevolution noch vor sich? – Für den in Berkeley/Kalifornien lehrenden Heisenberg-Schüler Fritjof Capra (geb. 1939 in Wien) scheint das außer Frage zu stehen.

Entwurf eines neuen Bewußtseins

Sein 1975 in Amerika erschienenes Buch *The Tao of Physics* ist seit 1977 unter dem poetischeren Titel *Der kosmische Reigen* auf deutsch in nunmehr 6. Auflage erschienen. In diesem Jahr folgte der kulturkritisch ausgreifende Entwurf unter dem ebenfalls programmatischen Titel *Wendezeit* (englisch *The Turning Point*).¹ Auf seiner westöstlichen Erkundungsreise durch die Strömungen des naturwissenschaftlich fortschreitenden und östlich meditativen Geistes entdeckte der an keine christliche Kirche gebundene Capra den von ganz anderen, aber eben doch vergleichbaren Voraussetzungen herkommenden französischen Jesuiten-Paläontologen Teilhard de Chardin.

«Unter den abendländischen Mystikern ist wahrscheinlich Pierre Teilhard de Chardin derjenige, dessen Gedanken der neuen Systembiologie am nächsten kommen. Er versuchte, seine naturwissenschaftlichen Einsichten, mystischen Erfahrungen und theologischen Lehren zu einer zusammenhängenden Weltanschauung zu integrieren, die von einem *Denken in Prozessen* dominiert war und sich besonders auf das Phänomen der Evolution bezog. Teilhards Evolutionstheorie steht in scharfem Gegensatz zur neodarwinistischen Theorie, weist aber einige bemerkenswerte Ähnlichkeiten zur neuen Systemlehre auf. Danach verläuft die Evolution in Richtung zunehmender Komplexität, die wiederum von einem entsprechenden Aufstieg des Bewußtseins begleitet wird und ihren Höhepunkt in der menschlichen Spiritualität erreicht. Teilhard verwendet den Ausdruck «Bewußtsein» im Sinne von Gewahrsein und definiert ihn als spezifischen Effekt organisierter Komplexität, was mit der Systemauffassung des Geistes gänzlich vereinbar ist ... Schließlich war Gott für ihn die Quelle allen Seins und vor allem die Quelle der Kraft der Evolution. Sieht man Gott als universale Dynamik der Selbstorganisation, dann könnte Teilhards Gottesvorstellung, wenn man sie von ihren patriarchalischen Begriffsinhalten befreit, unter den vielen Bildern, mit denen Mystiker das Göttliche beschrieben haben, den Vorstellungen der modernen Naturwissenschaft am nächsten kommen. – Wissenschaftler, die nicht imstande waren, über den reduktionistischen Rahmen ihrer Disziplin hinauszusehen, haben Teilhard de Chardin oft ignoriert, geringschätzig behandelt oder angegriffen. Da sich heute jedoch der neue System-Ansatz zum Verständnis der Organismen durchzusetzen beginnt, erscheinen seine Ideen in neuem Licht, was wahrscheinlich zur allgemeinen Anerkennung der Übereinstimmung zwischen den Anschauungen von Naturwissenschaftlern und Mystikern beitragen kann.» (W 338f.)

Wie Capra sich vom alten, ausschließlich «mechanistischen» Paradigma der Physik absetzt, so setzte sich Teilhard von der mechanistisch-deterministischen Evolutionstheorie ab. Capra setzt seinem ersten Buch einen Satz seines Lehrers Heisenberg als Motto voran: «Wahrscheinlich darf man ganz allgemein sa-

gen, daß sich in der Geschichte des menschlichen Denkens oft die fruchtbarsten Entwicklungen dort ergeben haben, wo zwei verschiedene Arten des Denkens sich getroffen haben.» Während seiner Forschungstätigkeit für Linearbeschleunigung und später auf dem Gebiet der Feldtheorie interessierte sich Capra für östliche Mystik. 1969 hatte er, dreißigjährig, ein «*mystisches Urerlebnis*». Danach suchte er zu begreifen, was ihn ergriff. Er bettete die Erfahrung in ein Theoriesystem. Mystisches Bewußtsein und wissenschafts-theoretisches Arbeiten müssen sich nicht ausschließen. Im Gegenteil. Wie bei Teilhard – aber unter anderen Voraussetzungen – begegnen sich Intuition, analytisch wissenschaftliche Arbeit und Systementwurf. Direkter und politischer als Teilhard entwickelt Capra mit dem Entwurf eines neuen Bewußtseins eine umfassende *Kultur- und Gesellschaftskritik*.

Capra ist der Meinung, daß unsere alte Kultur in ihren Technologien, Ideen und in ihrer gesellschaftlichen Organisation erstarrt sei. Ihre Institutionen und Repräsentanten seien immer weniger in der Lage, den neuen Herausforderungen zu antworten. Die beiden großen Parteien in den USA, die traditionelle Rechte und die traditionelle Linke in den europäischen Ländern, die Multikonzerne und die meisten akademischen Institutionen seien Teile der alten, vom Untergang gezeichneten Kultur. Die mechanistische Naturwissenschaft, die unzweifelhaft große Erfolge, aber konsequenterweise auch die Atombombe entwickelt hat, führte die Menschheit in eine umfassend emotionale und existentielle Krise. Capra sieht in den Bewegungen der 60er und 70er Jahre – in Feminismus, Ökobewegung, Friedensbewegung, meditativen Praxen – «*die aufsteigende Kultur*», die für den Übergang ins «*Sonnenzeitalter*» bereit sei. Noch hätten die Kräfte der alten Kultur das Übergewicht, aber die neuen seien nicht aufzuhalten. In diesen Thesen steckt Analyse, Diagnose und Verheißung.

Capra zeigt und erörtert den *Paradigmen-Wechsel*, die Ablösung von der mechanistischen Naturwissenschaft und der aus ihr resultierenden individuellen und gesellschaftlichen Praxis, den Aufgang und die Ausbreitung eines neuen *ganzheitlichen*, organischen wissenschaftlichen Methoden- und praktischen Lebensbewußtseins: Alles kommuniziert mit allem. Die Welt ist eins. Der Mensch, die menschlichen Gesellschaften müssen in dieser Zeit lernen – was der alte Taoismus wußte –, tätig und lassend in Übereinstimmung mit den Naturkräften zu leben.

Das erste Buch, *Der kosmische Reigen*, zeigte einen inneren Zusammenhang zwischen der spirituellen Erfahrung und der naturwissenschaftlichen Arbeit als Physiker. Im zweiten Buch, *Wendezeit*, entwickelt Capra, nachdem er Entstehen, Einfluß und Krise des kartesisch-newtonschen Denkens dargelegt hat, eine umfassende neue Sicht der Wirklichkeit, welche die Veränderung des Bewußtseins und die Neuorientierung der Gesellschaft einschließt: soziale und ökonomische Strukturen jenseits von Darwin, Freud und Marx, die er alle dem Paradigma des mechanistischen Weltbildes verhaftet sieht.

Kosmische Einheit

Die beiden Fundamente der Physik des 20. Jahrhunderts, *Relativitätstheorie* und *Quantentheorie*, zwingen uns – das ist Capras These – die Welt auf sehr ähnliche Weise zu sehen wie Hinduisten, Buddhisten, Taoisten. Alles ist eins. Alles fließt. Jeder und jedes ist mit allem verbunden.

Den Rahmen der klassischen Physik bildet Newtons mechanistisches Modell vom Universum. Die Bühne dieses Universums war der dreidimensionale Raum: absolut, ruhend, unveränderlich. Die Veränderungen in der Welt wurden mit der Dimension «Zeit» beschrieben, welche wiederum als absolut und als gleichförmig fließend betrachtet wurde. Die philosophische Grundlage dieses strengen Determinismus war die grundsätzliche Trennung von Ich und Welt, die Descartes eingeführt hatte. In der Folge glaubte man, daß die Welt objektiv beschrieben werden könne. Diese «objektive» Beschreibung von Natur und Welt

¹ Fritjof Capra: *Der kosmische Reigen*. Otto Wilhelm Barth-Verlag, 1977, jetzt Scherz-Verlag, Bern-München-Wien 1983, 320 S. Im Aufsatz als KR zitiert. – Ders.: *Wendezeit*. Bausteine für ein neues Weltbild. Scherz-Verlag, Bern-München-Wien, 512 S. DM 39.80. Im Aufsatz als W zitiert.

wurde dann das Ideal aller Naturwissenschaften. Der menschliche Beobachter blieb dabei unerwähnt.

In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts störten, ja zerstörten Relativitätstheorie und Atomphysik die Grundbegriffe der newtonschen Weltanschauung. Gemäß der Relativitätstheorie ist der Raum nicht mehr starr dreidimensional, und die Zeit bildet ihm gegenüber keine selbständige Einheit. Die Quantentheorie überwand den klassischen Begriff von den festen Körpern. Auf der subatomaren Ebene lösen sich die Festkörper der klassischen Physik in wellenförmige Wahrscheinlichkeitsbilder auf. Diese Bilder stellen nicht die Wahrscheinlichkeit von (abgeschlossenen) Dingen, sondern von Zusammenhängen dar. «Die Quantentheorie enthüllt somit die grundsätzliche, energetische Einheit des Universums. Sie zeigt, daß wir die Welt nicht in unabhängige kleinste Teilchen zerlegen können. Wenn wir in die Materie eindringen, zeigt uns die Natur keine isolierten «Grundbausteine», sondern erscheint eher als ein kompliziertes Gewebe von Zusammenhängen zwischen den verschiedenen Teilen des Ganzen. Die Zusammenhänge schließen immer den Beobachter ein.» (KR 67f.) In dieser dynamischen Sicht des Universums als einem unteilbaren Ganzen verlieren die traditionellen Begriffe von Raum, Zeit, von isolierten Objekten, isolierten Ursachen und Wirkungen ihre Bedeutung. Diese Erkenntnis, das ist Capras zündender Gedanke, ist der Erfahrung östlicher Mystiker sehr ähnlich. Ihnen allen ist das Gewährsein der kosmischen Einheit und der gegenseitigen Beziehungen aller Dinge und Ereignisse gemeinsam. Alle in der Welt erfahrenen Erscheinungen sind Manifestationen einer seienden Identität, einer letzten Wirklichkeit. An ihr partizipieren alle Wesen.

«Im normalen Leben sehen wir diese Einheit aller Dinge nicht, sondern teilen die Welt in getrennte Objekte und Ereignisse. Diese Unterteilung ist nützlich und notwendig, um mit unserer alltäglichen Umgebung umgehen zu können, aber sie ist kein Grundzug der Wirklichkeit. Es ist eine Abstraktion unseres unterscheidenden und kategorisierenden Intellekts, eine Illusion. Hindus und Buddhisten sagen, daß diese Illusion auf «Avidya», Unwissenheit, beruht, die ein Gehirn unter dem Zauber von «Maya» produziert. Daher ist es das erste Ziel der östlichen mystischen Traditionen, das Gehirn «zurechtzurücken», indem man es durch Meditation zentriert und beruhigt. Der Sanskrit-Ausdruck für Meditation «Samadhi» heißt wörtlich «geistiges Gleichgewicht». Er bezeichnet den Zustand, in dem die grundsätzliche Einheit des Universums erfahren wird. «Beim Eintreten in das Samadhi der Reinheit (erlangt man) alles durchdringende Einsicht und wird dadurch der absoluten Einheit des Universums bewußt.» Diese grundsätzliche Einheit des Universums ist auch eine der bedeutendsten Offenbarungen der modernen Physik. Sie tritt im atomaren Bereich zutage und manifestiert sich immer deutlicher, wenn man tiefer in die Materie, hinunter in das Reich der subatomaren Teilchen, eindringt... Die Bestandteile der Materie und die daran beteiligten Grundphänomene hängen alle zusammen, stehen zueinander in Beziehung und hängen voneinander ab. Sie können nicht als isolierte Einheiten, sondern nur als integrierte Teile des Ganzen verstanden werden» (KR 132).

Kulturelle Revolution

Wie kann man mit einem solchen Bewußtsein in der heutigen Welt und Gesellschaft leben? Capra erklärt zunächst, daß beide Ansichten vom Universum ihre Bedeutung haben, die mechanistisch-technische und die organisch-mystische. Die organische Weltanschauung kann keine Maschinen konstruieren. Sie kann auch eine Reihe von Problemen in der überbevölkerten Welt nicht lösen. Die organische Anschauung aber braucht der Mensch «für ein ausgeglichenes und erfülltes spirituelles Leben. Jenseits der Dimensionen unserer täglichen Umgebung verlieren die mechanistischen Begriffe ihre Gültigkeit und müssen durch organische Begriffe ersetzt werden, die denen der Mystik sehr ähnlich sind. Dies ist die wesentliche Erfahrung der modernen Physik» (KR 304).

Es war nicht Capras Absicht, hier genauere gesellschaftspolitische Folgerungen aus dem Neben- und Ineinander der beiden miteinander konkurrierenden Denkweisen zu bedenken. Na-

turgemäß müssen sie sich reiben, miteinander in Streit liegen. War dies nicht auch schon das Problem aller nicht bloß meditativen christlichen Orden? Der meditative Zustand als solcher ist nicht operationabel. Wohl aber könnte, müßte ein wahrhaft meditatives Bewußtsein das Bezugsfeld der Arbeit und zum Teil auch die Arbeitsweise verändern. Die Arbeit dürfte dem meditativen Bewußtsein nicht widersprechen. Sie darf nicht entgegen dem Bewußtsein von der göttlichen Einheit des Lebens handeln. Auf der letzten Seite des *Kosmischen Reigens* zieht Capra eine Konsequenz, welche den kultur- und gesellschaftskritischen Essay *Wendezeit* auslöste. Er glaubt, daß die physikalisch und mystisch erkannte, allein der Wahrheit des Seienden standhaltende, weil gemäße Weltanschauung von der Einheit des Universums, die unsere Umwelt und die Mitmenschen umfaßt, «mit unserer gegenwärtigen Gesellschaft unvereinbar ist, weil sie den harmonischen Zusammenhängen, die wir in der Natur beobachten, nicht entspricht. Um einen solchen Zustand des dynamischen Gleichgewichts zu erreichen, bedarf es einer völlig anderen sozialen und ökonomischen Struktur: einer kulturellen Revolution im wahren Sinne des Wortes. Das Überleben unserer ganzen Zivilisation kann davon abhängen, ob wir zu einer solchen Wandlung fähig sind» (KR 307 = W 12).

Zeigt *Der kosmische Reigen* mehr die Grundlagen des neuen Weltbildes, so ist *Wendepunkt* mehr praktisch und kulturkritisch ausgerichtet. Das zweite Buch will von der «Theoria» zum Tun kommen. Capra ist der Meinung, daß unsere «heutige Krise nicht einfach eine Krise der Individuen, Regierungen oder gesellschaftlichen Institutionen ist; es handelt sich vielmehr um einen Übergang von weltweiten Dimensionen, eine Wendezeit für Individuen, für unsere Gesellschaft und Zivilisation und für das planetare Ökosystem» (W 29). Die gegenwärtige Phase der Krise ist zu vergleichen mit jener des Übergangs vom Mittelalter zum Wissenschaftlichen Zeitalter. Kulturelle Umwälzungen dieser Größenordnung und Tiefe sollte man nicht hindern. Sie lassen sich auch nicht verhindern. Einem Fluß, lehrt der Taoismus, kann man sich nicht entgegenwerfen. Man muß die Kräfte des Flusses und, um im Bild zu bleiben, die Veränderung des Flußlaufs verstehen lernen. Entgegen der marxistischen Weltanschauung, die im übrigen auf dem kartesisch-mechanistischen Weltbild aufruht, glaubt Capra, in Übereinstimmung mit dem altchinesischen «I Ging», daß Konflikte in Zeiten gesellschaftlichen Wandels möglichst niedrig gehalten werden sollten. Das Potential von Aggression und Zwietracht muß vermindert, nicht gesteigert werden. Der schmerzliche Übergang ist so schmerzlos wie möglich zu gestalten. Es geht Capra um nichts weniger als das Bewußtsein einer neuen, kosmischen Ganzheit. Dieses Bewußtsein ist ganz materiell und ganz spirituell. Der hemmungslosen Produktion von Kernwaffen, der Umweltverschmutzung, der Plünderung der Energiequellen, der Krebskrankheit, der Ausbreitung des Verbrechens, der monetären Inflation, der wirtschaftlichen Wachstumsideologie, der Herrschaft des Mannes liegt die gleiche negative Dynamik zugrunde. Capra analysiert sie in essayistischen Kapiteln, um schließlich Möglichkeiten, Notwendigkeit und Richtung des Wandels aufzuzeigen. Die Vorstellung «Ganzheit und Gesundheit» ist dabei zentral. Vielleicht versucht einmal ein christlicher Denker, den Begriff des (m. E. im Laufe der Zeit dogmatisch verengten) «Heils» und die Gestalt des «Heilands» als seines Vermittlers zu diesen kosmischen, individuellen und gesellschaftlichen Ganzheitsvorstellungen in Beziehung zu setzen.

Abschließend spricht Capra vom «Übergang ins Solarzeitalter»: schrittweise Ersetzung der harten Technologien durch weiche, der nicht erneuerbaren und gesundheitschädigenden Energien (Erdöl, Erdgas, Kohle, Uranium) durch Sonnenenergie und Biomasse. Das organische, sanfte, ökologische Paradigma soll das starre, männliche, mechanische ersetzen. Unser wirtschaftliches Leben wird durch fragwürdige, ja falsch definierte Begriffe beherrscht. Die Begriffe «Leistungsfähigkeit», «Bruttosozialprodukt», «Produktivität», «Gewinn» müßten innerhalb eines umfassenden ökologischen Zusammenhangs neu definiert werden. «Den konventionellen Wirtschaftswissenschaft-

lern, seien sie Neoklassiker, Marxisten, Keynesianer oder Nach-Keynesianer, fehlt im allgemeinen eine ökologische Perspektive» (W 438). Sie haben es unterlassen, das Wertsystem zu benennen, auf dem ihre Lehren aufrufen. Tatsache ist, daß sie alle zu einer Überbewertung der «harten Technologien» geführt haben, die eine rücksichtslose Ausbeutung der Bodenschätze voraussetzen und zur Wegwerfgesellschaft führen. Wirtschaftswissenschaftler sehen – innerhalb ihrer Wissenschaft – die Bedürfnisse der Menschen nur in materieller Bereicherung. Sie denken unerbittlich in Teilsystemen zum Schaden des Gesamtlebenssystems. Sie sind besessen vom Begriff des Wirtschaftswachstums: wirtschaftliches Wachstum als Zeichen einer «gesunden» Wirtschaft, obschon Mensch, menschliche Gemeinschaften und Natur davon krank werden.

Der Übergang zum Sonnenzeitalter, meint Capra, sei schon im Gange. Das neue Paradigma des Lebens und Tuns werde freilich von Individuen und kleinen Gemeinschaften, von feministischen und spirituellen Gruppen besser verstanden als von den großen Institutionen. Er unterscheidet hier zwischen «oberflächlichem Umweltdenken» und wahrhafter, «tiefer Ökologie». Oberflächliches Umweltdenken sorgt für den Schutz der Umwelt im mechanistischen Paradigma, d.h. im Rahmen der harten Technologien und der weiteren technologischen Ausbeutung bis an die Grenze des Möglichen. In diesem Sinn gibt es z. B. in der Bundesrepublik Länder mit Umweltministerien. Das tiefere und umfassende ökologische Bewußtsein stützt sich auf das neue Paradigma, welches den Ort des Menschen im planetaren Ökosystem bedenkt. Dieses Ökodenken ist von seiner Wurzel her «religiös».²

Ganzheitssuche

Im einzelnen sagt Capra kaum Neues. Das ist nicht sein Anspruch, nicht seine Absicht. Was er hervorbringt, ist eine naturwissenschaftlich, kultur- und religionsgeschichtlich begründete *Zusammenschau*. Sie ist m. E. vergleichbar jener evolutionistisch-christlichen Zusammenschau Teilhard de Chardins und der literarisch vorgebrachten, jüdisch-mystisch-marxistisch gespeisten Ganzheitssuche von *Ernst Bloch* unter dem Titel *Das Prinzip Hoffnung*. Fachvertreter (u. a. die kritisierte

² Capra macht auf die lateinische Wurzel des Wortes Religion aufmerksam («religare» = anbinden, stark binden) und auf das Sanskritwort «yoga» (dem lat. «jugum» = Joch, welches zwei Teile verbindet, verwandt), das Vereinigung, Einung bedeutet (W 465).

Die nächste Ausgabe erscheint am 31. August als zweite Ferien-Doppelnummer.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 0760

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556 967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982/83:

Schweiz: Fr. 33.- / Halbjahr Fr. 18.- / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 39.- / Halbjahr DM 22.- / Studenten DM 28.-

Österreich: öS 300.- / Halbjahr öS 170.- / Studenten öS 200.-

Übrige Länder: sFr. 33.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20.-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

Psychoanalyse der Freudsche Schule oder die harten Vertreter nationaler Verteidigung) werden auch Capra Ungenauigkeiten im Detail vorwerfen. Leute, die mit eindeutigen quantitativen Größen rechnen, können ihn mit dem Vorwurf des Emotionalen, des Mystischen, des harmonisierend Visionären abwerten. In der Tat enthalten Capras Bücher (wie die Teilhards) eine *Botschaft*. Die Teilnahme des Lesers wird von seiner eigenen Verfaßtheit, von seiner Gestimmtheit, Affinität, inneren Bereitschaft abhängen. Capra gehört – wie Teilhard, wie Bloch – zu den mystisch orientierten Denkern. Gegnerschaft geschieht ihnen zunächst einmal von jener Seite, die Besitzstände in Gefahr sehen. Mich beeindruckt, daß nunmehr, nach Teilhard und nach Bloch, von einem Vertreter der modernen Atomphysik ein Lebens-, ja Überlebensentwurf, ein «Prinzip Hoffnung» in der Krise vorgestellt wird. Mich beeindruckt, daß naturwissenschaftliches Denken und religiöse Erfahrung sich auf eine vor wenigen Jahrzehnten noch nicht vorstellbare Weise begegnen. Daß die spezifisch christliche Lehre und die Person des Jesus von Nazareth dabei so gut wie keine Rolle spielen, mag den christlichen Leser schockieren. Capras eigene religiöse Erfahrung und Interpretation kommt von fernöstlichen Anschauungen und Praxen her. Vielleicht hat die christliche «Theologie der Befreiung» noch ganz andere Aspekte. Vielleicht sind Christen zu etwas aufgerufen, das durch die Einbettung des gegenwärtigen Christentums in theologische und gesellschaftliche Systeme verdeckt ist. Immerhin verweist Capra auf Franz von Assisi, dessen Vorstellungen «zutiefst ökologisch waren und gegenüber der überlieferten jüdisch-christlichen Auffassung vom Menschen und von der Natur eine revolutionäre Herausforderung darstellen» (W 466).

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

Bücherhinweis – Thema Gemeinde

Als gemeinsames Anliegen der folgenden Bücher könnte «Der Weg zur Gemeinde als Prozeß» genannt werden. *Paul Weß* von der Pfarrgemeinde Machstraße in Wien nimmt sich unter dem Titel *Ihr alle seid Geschwister* vor allem des Themas Gemeinde und Priester an (Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1983, 149 S.). In der gegenwärtigen Auseinandersetzung um das kirchliche Amt sucht er eine «Synthese zwischen dem «traditionellen» Standpunkt von G. Greshake (Priestersein, Freiburg 1982) und der «progressiven» Sicht von E. Schillebeeckx (Das kirchliche Amt, Düsseldorf 1981), von denen der erste «zu wenig», die zweite «zu voreilig» Möglichkeit und Tatsächlichkeit der «mündigen Gemeinde» annehme. Für Weß ist es wichtig, daß Etappen nicht übersprungen und die verschiedensten Gruppen mit in Dienst genommen werden. Er geht vom neutestamentlichen Befund aus, daß Jesus nicht einen heiligen Rest wollte und daß die Kirche nach einem «relationsmodell» zu sehen ist. Er verweist dabei auf das neue Buch von *Gerhard Lohfink: Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?* (Verlag Herder, Freiburg/Br. 1983, 223 S.). Lohfink sieht die Kirche nicht zuletzt als «Kontrastgesellschaft», die das vorleben soll, was Gott mit der Gesellschaft im ganzen plant. Wie die Einleitung zeigt, möchte der Autor das «Erbe des Individualismus» überwinden. Zum Kontrast gehören für Lohfink die «christliche Verweigerung» und der «Erweis der Wahrheit durch die Praxis».

Heinz-Manfred Schulz geht es um die Predigt als «Wegbegleitung». In *Eine Gemeinde spricht über ihren Glauben* (Grünwald, Mainz 1983, 144 S.) wird – nach einer Autobiographie des Pfarrers – über die Verkündigungspraxis in der Gemeinde Eschborn bei Frankfurt berichtet. Von den 23 «Wegmarkierungen» sei die 19. («... zwischen zwei Sprachspielen») besonders erwähnt. Konkret und farbig präsentiert sich die westfälische Gemeinde St. Ludwig, *Ibbenbüren*, im Buch ihres Pfarrers *Bernhard Honsel: Der rote Punkt* (Patmos Verlag, Düsseldorf 1983, 187 S.). Der Titel erinnert an die Renovation der Kirche (Ausmalung der Chorwand): Der glutrote Punkt wurde zum Symbol. Die entscheidende Erfahrung aber war «ein Jahr ohne Kaplan»: Was nach dessen Weggang alles geschah, wird von Männern und Frauen, Älten und Jungen erzählt.

L.K.

CAP ANAMUR: von unserem Autor *Rupert Neudeck* (vgl. S. 150ff.) ist soeben erschienen: *Die letzte Fahrt der Cap Anamur I.* Rettungsaktionen von 1979 bis 1982. Herderbücherei Bd. 1058, 160 S., DM 7.90.